

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

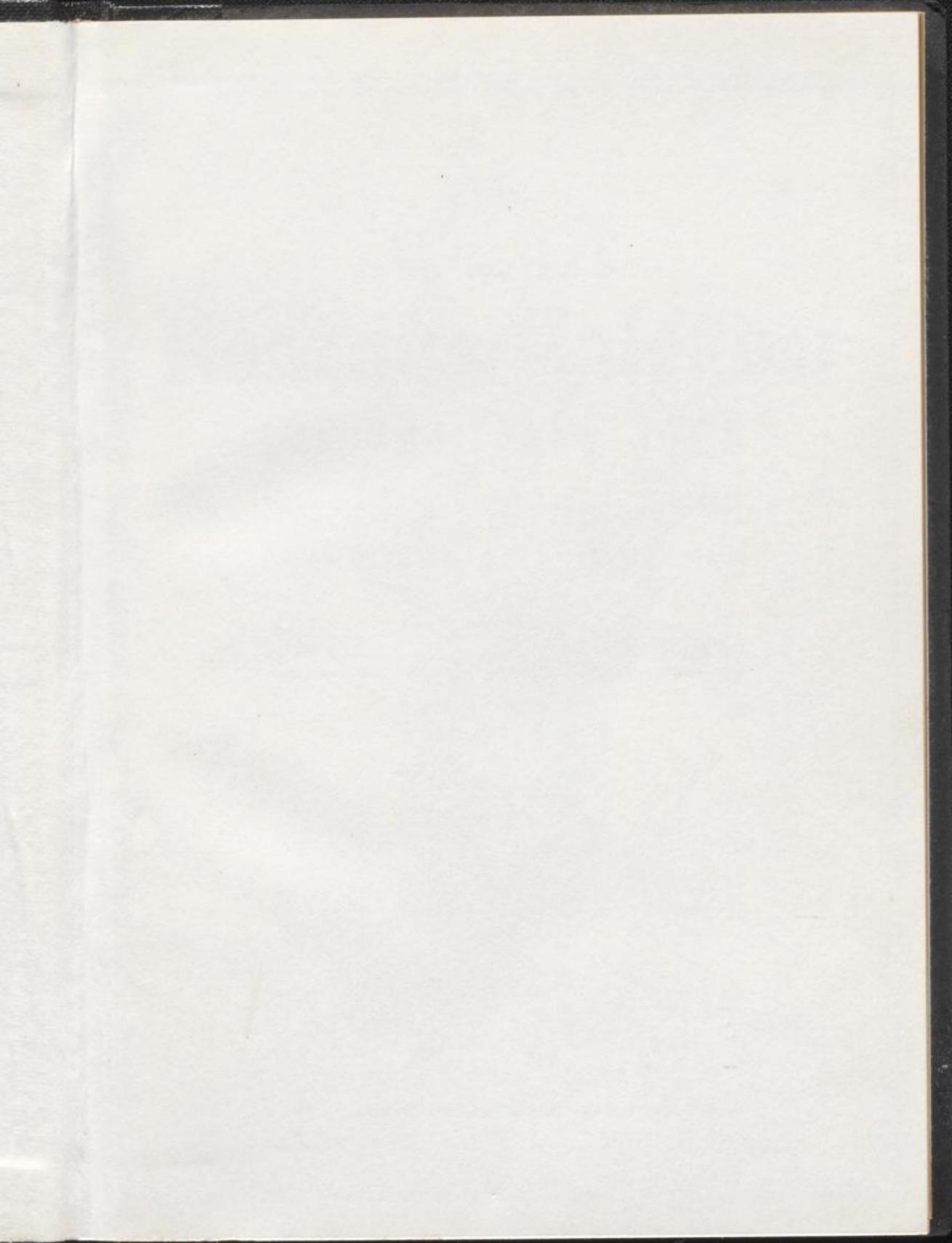
Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Sankt-Konrads-Kalender

1925

[urn:nbn:de:bsz:31-338762](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338762)

OZB
123
8.-10.
1925/27



OB 123, 8/10 1925/27

Sankt Konrads-Kalender

für das Jahr 1925

Katholischer Volkskalender
der Erzdiözese Freiburg

Achter



Fahrgang

Zur Ehre Gottes

des Volkes Wohl!

Schriftleitung von Anton Sad.
Mit Bilderschmuck von Otto Rückert,
Augustin. Kolb, Karl Sigrift, Conrad Scherzer.

Druck und Verlag der A.-G. Badenia, Karlsruhe in Baden.

akv

OZB 123, 8.1925 - 10.1927

Der Nachdruck und die Weiterverwendung aller Original-
beiträge zeichnerischer und schriftstellerischer Art ist nicht
gestattet.



Alle Rechte bleiben ausdrücklich vorbehalten.



7

Grüß Gott!



o, nun wär der „Sankt Konrads-Kalender“ abermals da. Aber gelt, diesmal nimmt er sich ein wenig anders aus? Der neue Kalendermann hat ihn auch neu ausstaffieren lassen. — Die alten sinnvollen Monatsbildchen sind zwar beibehalten, die übrige Ausstattung und Aufmachung aber ist total verändert. Zunächst ziert den Kalender ein schönes ganz neues Gewand, ein farbiger Umschlag. Und alsdann stehen im Text allerhand Bilder und Illustrationen und Zierstücke so wie Blumen in der Wiese stehen und uns erfreuen. Einige hervorragende Zeichner und Maler, vor allem der bereits von früher her bekannte vortreffliche Otto Rückert und dann so tüchtige Meister wie Augustin Kolb, Karl Sigrift und Conrad Scherzer haben sich bemüht, den Kalender recht vorteilhaft auszuschnücken. Dabei ist er zugleich dem Inhalt nach umfangreicher und vielseitiger geworden. Da haben wir ein Kapitel, das unserer wunderschönen badischen Heimat gewidmet ist, „**Grüß dich Gott, mein Badnerland**“ lautet seine Überschrift. Dann eines: „**Für Seele und Sonntag**“, das der Seele und ihrer Kultur dienen will, denn was nützt es dem Menschen, wenn er die wunderbarste Erdenheimat sein eigen nennt und dabei die ewige himmlische Heimat verliert; „wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet!“ Ein weiteres Kapitel, das „**Aus der Zeit für die Zeit**“ betitelt ist, beleuchtet in größeren und kleineren Aufsätzen Ideen und Gestalten und Ereignisse unserer Zeit. Es ist eine Art Jahresrundschau und doch keine politische Rückschau in der Art so vieler Kalender. Warum soll auch der Kalendermann der Jetztzeit noch einmal eigens alles aufwärmen, womit die Zeitungen bereits ein ganzes Jahr lang ihre Spalten gefüllt hatten? Er braucht keine Nachhilfestunden erteilen für Leute, die so rückständig sind, gar keine Zeitung zu halten, oder so bequem, sie in der Regel schlecht zu lesen! Das Kapitel „**Allerhand Humor**“ dient endlich der Kurzweil und dem Frohsinn. Scherz und Humor dürfen in einem rechten Kalender nicht fehlen. Ja, wir brauchen sie heute — bei der vielen Trübsal und

Sorge, bei all den Entbehrungen, Beschwerissen und Bitternissen der Zeit — notwendiger denn je! Nach Stunden der Erhebung und Erheiterung geht man mit wieder hellen frohgemuten Herzen an das Tagewerk; die Welt und der Werktag haben alsdann ein ganz anderes Gesicht. — Damit sind nun die 4 Kapitel aufgezählt, aus denen sich der Textteil des Kalenders fortan zusammensetzen soll. Dazu wird, durch besondere Umstände veranlaßt, hin und wieder noch ein besonderes Kapitel kommen, so wie heuer, wo es 400 Jahre werden, daß der große Bauernkrieg in elementarer Wut losbrach, in Zerstörungszügen voll wilder Gewalttat, Blut und Brand sich austobte, in grauenvollen Schlachten zusammenbrach.

Es hat sich also mit dem neuen Jahrgang wohl an der Aufmachung und Ausstattung manches geändert, im übrigen aber, das heißt in seinem Ziel und Ideal, ist der „Sankt Konrads-Kalender“ der Gleiche geblieben. „Gut badisch und gut katholisch“ ist und bleibt seine Parole; er will der Heimatkalender der Erzdiözese Freiburg sein. Das versinnbilden die zwei Wappen des Umschlagsbildes: links oben das badische Wappen und ihm gerade gegenüber der Schild des Glaubens, auf dessen Goldgrund der Treue das rote Kreuz der Liebe leuchtet, der Opferbereitschaft für Gott und seine hl. Kirche! Vervollständigt wird diese Symbolik noch durch das feine Bild des hl. Konrads, des großen Konstanzer Bischofs, des Patrons unserer Erzdiözese, dessen hochhehrwürdigen Namen dieser Kalender führt.

So möge denn, von ihm geleitet, der Kalender hinausziehen, anknöpfen und eintreten in die Häuser der lieben Leserinnen und Leser, ihnen Gruß, Glück und Segen entbieten zum neuen Jahr!

Im Herzen Ruh,
Zum Werk Gedeh'n
Gesundheit dazu
Bei groß und klein,
Im Hause Brot
Und keine Not,
Das werde wahr
Im neuen Jahr!

Dreifaltigkeitssonntag 1924.

Der Kalendermann.

Das Jahr 1925

ist ein gemeines Jahr mit 365 Tagen und ist in 53 Wochen eingeteilt.

Die erste Woche hat aber nur 3 und die letzte nur 5 Tage. Die goldene Zahl ist 7, die Epakte 5, der Sonnenzirkel 2, der Sonntagsbuchstabe D.

Jahresregent ist der Mars.

Marsjahre sollen nach dem hundertjährigen Kalender im Frühling trocken, kalt und rauh sein; bis in den Juni hinein soll es Frostnächte geben. Der Sommer alsdann, insbesondere der Juni, ist sehr heiß, so daß die Quellen versiegen. Der Herbst ist trocken, es wächst viel Wein und bis in den November fällt kein Schnee. Der Winter von da ab ist kalt mit Schnee.

Es fällt: Neujahr auf einen Donnerstag, den 1. Januar.
 Fastnacht auf Sonntag, den 22. bis Dienstag, den 24. Februar.
 Ostern auf den 12. und 13. April.
 Weißer Sonntag auf den 19. April.
 Christi Himmelfahrt auf Donnerstag, den 21. Mai.
 Pfingsten auf den 31. Mai und 1. Juni.
 Fronleichnam auf Donnerstag, den 11. Juni.
 Peter und Paul auf einen Montag, den 29. Juni.
 Mariä Himmelfahrt auf einen Samstag, den 15. August.
 Allerheiligen auf einen Sonntag, den 1. November.
 Weihnachten auf Freitag, den 25. und Samstag, den 26. Dezember.
 Sylvester auf einen Donnerstag, den 31. Dezember.

Die Quatembertage des Jahres

im Kalendarium durch Kreuze († bezw. †) gekennzeichnet, fallen

für das Frühjahr im März	auf den 4., 6. und 7.,
für den Sommer im Juni	auf den 3., 5. und 6.,
für den Herbst im September	auf den 16., 18. und 19.,
für den Winter im Dezember	auf den 16., 18. und 19.

Finsternisse.

Im Jahre 1925 werden zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse stattfinden, von denen in unseren Gegenden aber nur das Ende der ersten Sonnenfinsternis und die erste Mondfinsternis zu sehen sind.

Die erste und totale Sonnenfinsternis findet am 24. Januar statt. Sie beginnt nachmittags 1 Uhr 41 Min. am Golf von Mexiko und endet nachm. 6 Uhr 6 Min. an der Ostküste von Spanien.

Die erste Mondfinsternis ereignet sich am 8. Februar; sie ist eine partielle (teilweise). Sie dauert von abends 9 Uhr 9 Min. bis 12 Uhr 15 Min. Sichtbar ist sie im westl. Teil von Australien, in Asien, Europa, Afrika, Südamerika und dem östl. Teil von Nordamerika. Der Mond wird bis zu drei Vierteln seines Durchmessers verfinstert.

Kometen.

Nach den Berechnungen der Astronomen d. h. Sternforscher kehren im Laufe des Jahres 1925 nicht weniger als 6 periodische Kometen wieder. Ihre Namen sind: Tempel 2 — zuletzt beobachtet Dezember 1918; Tempel 3 = Swift, zuletzt beobachtet Oktober 1908; Wolf, zuletzt beobachtet Februar 1918; Borelly, zuletzt beobachtet Dezember 1918; Brooks, zuletzt beobachtet Januar 1911; Jaye, zuletzt beobachtet November 1910. Benannt sind diese Kometen nach verschiedenen Astrologen.

Hinweis: Die unterstrichenen Zahlen in den monatlichen Rubriken der Auf- und Untergänge des Mondes besagen, daß die angegebenen Auf- bzw. Untergänge des Mondes in der Zeit von 6 Uhr abends bis 6 Uhr morgens stattfinden.



1925	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	31 Tage	
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.			
1. Woche. Neujahrsevangelium: Die Beschneidung Jesu, Luf. 2, 21.								
1	D Neujahr, Beschneidung d. Herrn	813	354	1153	—		☾ 12 Uhr morgens	
2	S Namen Jesu, Makarius	13	55	1215	1221			
3	S Genovefa, Jungfrau	13	56	38	111			
2. Woche. Sonntag nach Neujahr. Ev.: Die Rückkehr aus Ägypten, Matth. 2, 19–23.								
4	S Titus, Erminold, Abt	813	357	1259	215		☾ 4 Uhr morgens	
5	M Vigil, Telesph., Eduard, König	13	59	124	321			
6	D Hl. 3 Könige, Epiphania	12	403	52	422			
7	M Valentin, Abt; Luzian	12	1	226	522			
8	D Severin, Erhard	11	3	3 6	626			
9	S Julian u. Basilissa, Gudila	11	4	52	718			
10	S Naathon, Adrian	10	5	445	8 3			
3. Woche. 1. Sonntag nach Epiphan. Ev.: Als Jes. 12 Jahre alt war, Luf. 2, 42–52.								
11	S Theodosius, Hgin	810	4 7	544	842			☾ 1 Uhr morgens Petri Stuhl. 3. Rom
12	M Ernst, Arkadius	9	8	642	915			
13	D Gottfried, Hilmar	8	10	722	44			
14	M Felix, Mart.; Hilarius, Bisch.	7	11	9 1	10 9			
15	D Paulus, Einsiedl; Maurus	7	13	1012	32			
16	S Marzellus	6	15	1122	54			
17	S Anton Einsiedel, Samelbert, Bef.	5	16	—	1116			
4. Woche. 2. Sonntag nach Epiphan. Ev.: Die Hochzeit zu Kana, Joh. 2, 1–11.								
18	S Namen Jesu Fest	8 4	418	1226	1139		☾ 4 Uhr nachmittags	
19	M Marius und Martha, Märterer	3	20	121	12 6			
20	D Fabian und Sebastian	1	21	3 2	39			
21	M Agnes, Meinrad, Einsiedl	0	23	427	120			
22	D Vincentius, Mär.; Anastasius	759	25	541	211			
23	S Mariä Vermählung	58	27	647	315			
24	S Timotheus, Gusebia	57	29	742	428			
5. Woche. 3. Sonntag nach Epiphan. Ev.: Der Hauptmann v. Kapharnaum, Matth. 8, 1–13.								
25	S Pauli Bekehrung	755	430	826	547		☾ 6 Uhr nachmittags	
26	M Polskarp, Paula, Witwe	54	32	9 1	7 1			
27	D Johann Chrysostomus, Kirchenlehr.	53	34	30	822			
28	M Karl der Große	51	36	55	942			
29	D Franz von Sales, Aquilin	50	38	1018	1022			
30	S Adelgunde, Fürspr. f. Krebsleid.	48	40	40	—			
31	S Petrus Nolastus	46	41	11 3	12 2			

Notizen und Verse

Deutscher Haussegel!

O sende, Herr, zu Schutz und Wehr
 Dem Erdenhaus dein himmlisch Heer!
 Der Torwart Friede halte Wacht
 Vor jeder Pforte Tag und Nacht
 Und scheuch' hindan zu aller Zeit
 Die bösen Geister Streit und Neid!
 Es führ' des Hausherrn Kammerknecht
 Den Namen Traugott Leberecht.
 Der Hausfrau Weid- und Gürtelmagd
 Heiß' Tuidichum und Nieverzagt!
 Die Wiege, wo das Kindlein liegt,
 Sei von zwei Engeln gemiegt.
 Es steh' gewärtig jedes Wink
 Die Liebe rechts, die Sorge links!
 Im Kämmerchen der Jungfräulein
 Geh' Zucht und Ehre aus und ein!
 Wo das Gesinde haust und schafft,
 So schaffen helfen Fleiß und Kraft!
 Genügsamkeit bei Tische dien',
 Die Treue sei Beschließerin.
 Und vor dem kleinen Hausaltar
 Knie' fromme Andacht, schlicht und wahr!
 Und ist das alles wohl gerüst,
 Dann komm' herab, Herr Jesus Christ!
 Tritt durch das Tor und führ' herein
 Auch die herzlichste Mutter dein
 Und mit Sankt Joseph und mit ihr
 Nimm unter diesem Dach Quartier!
 Allmorgens, wenn die Sonne steigt,
 Und abends, wenn der Tag sich neigt,
 Streck' segnend deine Hände aus
 Und sprich: Steh' fest, du deutsches Haus!
 Das Glück herein — das Leid hinaus!

Ottokar Kernstock.

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
 Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
 Pfeilschnell ist das Jetzt entflohen,
 Ewig still steht die Vergangenheit.

Friedrich Schiller.

Nun seufze nicht voll Sorg' und Weh
 Nach Sonnenschein und grünem Klee
 Und sei nicht so bekümmert!
 Noch ist, zu wenden Gram und Leid,
 Der junge Lenz zur rechten Zeit
 In jedes Tal gekommen.

Friedrich Wilhelm Weber.

Februar

Horming

1925	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	28 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
6. Woche. 4. Sonntag n. Epiphan. Die Stillung des Sturmes, Matth. 8, 23-27.							
1	S Ignaz, Brigitta	745	443	1127	112		
2	M Mariä Lichtmess	43	45	55	217		Kerzenweihe
3	D Blasius, Ansgar	42	47	1227	322		Blasiussegen
4	M Andreas Cors., Rembert	40	49	1 4	412		Erdferne
5	D Agatha, Japan. Märtyrer	38	51	48	512		Nordwende
6	S Dorothea, Amandus	36	53	239	600		5. Weihe d. Agathabrotet
7	S Richard, Romuald, Abt	35	55	336	641		
7. Woche. Septuagesima. Ev.: Die Arbeiter im Weinberge, Matth. 20, 1-16.							
8	S Johann v. Matha, Jobokus	733	456	438	717		Ⓢ 11 Uhr abends
9	M Apollonia, Zahnpatronin	31	58	44	47		
10	D Scholastika	29	500	632	813		
11	M Adolf, Desiderius	27	2	8 1	37		
12	D 7 Stifter d. Serr-Ordens	25	4	912	59		
13	S Gregor II., Gisbert	23	6	1022	621		
14	S Valentin, Bisch., Patron g. Sicht	21	8	1122	44		
8. Woche. Sexagesima. Ev.: Gleichnis vom Sämann, Luf. 8, 4-15.							
15	S Faustinus, Siegfried	719	510	—	1010		
16	M Juliana, Dnesimus	17	12	1224	39		Ⓢ 11 Uhr vormittags
17	D Konstantia, Alwine	15	14	212	1115		
18	M Simeon, Bischof u. Märt.	13	16	322	1200		
19	D Konrad v. Piacenza	11	18	422	56		Südwende
20	S Isabella, Mitraudis	9	20	522	2 3		Erdnähe
21	S Eleonore, Sunthilde	7	21	617	318		
9. Woche. Quinquagesima. Ev.: Jesus heilt einen Blinden, Luf. 18, 31-43.							
22	S Fastnachtssonntag	7 5	523	656	437		Petri Stuhlfeier z. A.
23	M Petrus Damian is	3	25	728	557		Ⓢ 3 Uhr morgens
24	D Fastnachts d. Matthias	1	27	755	712		
25	M Ascher m., Viktor, Walburga	659	29	819	822		Ascherung
26	D Mechtild; Alexander Bisch.	56	31	841	942		
27	S Veander, Bischof	54	33	9 4	1022		
28	S Roman, Abt; Athanasia	52	34	928	—		

Notizen und Verse

Maria Lichtmess.

Maria, als sie zum Tempel ging,
Der greise Simeon empfing,
Er nahm ihr Kindlein an sein Herz
In heilger Lust, in heiligem Schmerz.

„Maria, dein lieb-zart Jesulein
Wird Gottes Licht und Sonne sein,
Das leuchtet aus dem Erdental
In Gottes güldnen Himmelsaal.“

„Maria, dein lieb-zart Jesulein
Wird Gottes Bau- und Eckstein sein,
Er baut auf diesem Fundament
Die Kirche „Gottesgüt“ genannt.“

„Maria, dein lieb-zart Jesulein
Wird Gottes Ostersopfer sein,
Ein siebenfaches Leidenschwert
In Gram und Grau'n dein Herz durchfährt.“

„So muß wohl leiden mein Jesulein
Und ich die Schmerzensmutter sein.
O Herz, halt still — o Herz, brich nicht,
Wenn Gottes Will an uns geschieht!“

Anton Sad.

Winterlied der Meise.

Wo auf winterlicher Flur
Noch kein Halmlein zu erschauen,
Mahnt vom Wald her eine Meise
Auf die Sonne zu vertrauen,
Die für eine Weile nur
Uns entwandert auf der Meise.

Martin Greif.

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Na:ur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnens aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Nohr nicht kennt.

Friedrich Schiller.

Fastnacht und Aschermittwoch.

Das ist der große Nummenschanz
Uns goldne Kalb und Firtelanz;
Welch düst'rer Drang, Welch wilder Tanz!
Mit durst'ger Bier hat alt und jung
Am Fastnachtsweine sich übernommen;
Und morgen? — Die Ernüchterung,
Der Aschermittwoch wird schon kommen.

Friedrich Wilhelm Weber.

Tag

gathabrote

ends

rmittags

er 3. M.
rgens



1925	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg. Unterg.		Mondes- Aufg. Unterg.		Mond- Lauf	31 Tage
10. Woche. 1. Fastensonntag, Invocab. Ev.: Jesus wird vom Teufel versucht, Math. 4, 1-11.							
1	S Albin, Suitbert	650	536	955	12 1/2		☉ 1 Uhr nachmittags Erdferne Nordwende
2	M Simplicius, Papst	48	38	1026	1 1/2		
3	D Kunigunde, Marinus	45	40	111	2 1/2		
4	M †† Quatemb, Oswin	43	42	1142	3 1/2		
5	D Friedrich, Johann Josef	41	44	1230	5 1/2		
6	S †† Felizitas, Fridolin, Abt	39	46	125	4 1/2		
7	S † Thomas von Aquin	36	47	225	5 1/2		
11. Woche. 2. Fastensonntag, Reminiscere. Ev.: Verklärung Christi, Math. 17, 1-9.							
8	S Johann v. Gott, Gerhard	634	549	330	5 1/2		☉ 3 Uhr nachmittags
9	M Franziska	32	51	438	6 1/2		
10	D Bierzig Märtyrer	29	53	549	41		
11	M Rosina, Gulgolius	27	55	7 1	7 4		
12	D Gregor d. Große	25	56	811	26		
13	S Erich, Ruderich	22	58	922	49		
14	S Mathilde, Alfred	20	60	1042	813		
12. Woche. 3. Fastensf., Oculi. Ev.: Jesus treibt einen stummen Teufel aus, Luk. 11, 14-28.							
15	S Aemens Maria, Hofbauer	618	62	-	841		☉ 6 Uhr nachmittags Südweste Erdnähe Frühlings-Anfang
16	M Heribert, Hilarius	16	4	12 1	915		
17	D Gertrud, (Gertraudentag)	13	5	114	956		
18	M Anselm, Eduard	11	7	222	1047		
19	D Josef, Nährvater Jesu	8	9	322	1149		
20	S Joachim, Wolfram	6	11	412	1259		
21	S Benedikt, Abt	4	12	422	214		
13. Woche. 4. Fastensonntag, Laetare. Ev.: Jesus speist 5000 Mann, Joh. 6, 1-15.							
22	S Nikolaus v. d. Flüe	6 1	614	522	333		☉ 3 Uhr nachmittags
23	M Otto	559	16	554	451		
24	D Gabriel, Bertha	53	18	629	6 1		
25	M Mariä Verkündigung	54	19	642	722		
26	D Ludger, Bischof; Caspulus, Märt.	52	21	7 5	822		
27	S Rupert, Bischof	49	23	28	942		
28	S Guntram, Johann Kapriß.	47	25	54	1022		
14. Woche. 5. Fastensonntag, Jubica. Ev.: Die Juden wollen Jesum steinigen, Joh. 8, 46-59.							
29	S Ludolf; Eustasius, Abt	545	626	823	1122		
30	M Quirinus	42	28	56	-		
31	D Kornelia, Balbina	40	30	935	1222		

Notizen und Verse

Maria Verkündigung.

Am Sonntag sah im Garten
 Maria, die liebe Frau,
 Sie freute sich der garten,
 Der Märzbeißchen blau.

Da trat vor sie ein Engel
 An hellem Himmelschein
 Mit einem Lilienstengel
 Und grüßt' sie fromm und fein.

„Sag Gottes Gruß dir sagen,
 Du Jungfrau rein Marie,
 Ein Kindlein sollst du tragen,
 Vor dem ich beug das Knie.“

„Den du als Kind wirst tragen,
 Der starke Herre Christ
 Befreit die Welt von Plagen
 Und von des Teufels List.“

Da kniet' Maria nieder
 Als demütsvolle Magd
 Und sprach: „So melde wieder,
 „Es sei, wie du gesag!“

„Es sei, und ich will rüsten
 Mein ärmlich Kämmerlein,
 Will fortan aller Christen
 Guldreiche Mutter sein.“

Anton Sad.

Aber im März hüte das Herz.

Februarschnee
 Tut nicht mehr weh,
 Denn der März ist in der Näh'!

Aber im März
 Hüte das Herz,

Daß es zu früh nicht knospen will!
 Warte, warte und sei still!
 Und wär' der sonnigste Sonnenschein
 Und wär' es noch so grün auf Erden,
 Warte, warte und sei still:
 Es muß erst April gewesen sein,
 Bevor es Mai kann werden!

Cäsar Fleischlen.

Was ich aus Trutz vollbracht,
 Wuchs voll Pracht über Nacht
 Und ward — verregnet.
 Was ich aus Lieb' gesät,
 Keimte spät, reifte spät
 Und ist gesegnet.

Peter Hofegger.



1925	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	30 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
1	M Hugo, Theodora	538	632	1021	142		9 Uhr vorm. Nordw. In den April schicken Schmerzhaft. Freitag
2	D Franz v. Paula	35	33	1113	212		
3	S 7 Schmerzen Mariae, Richard	33	35	1211	312		
4	S Isidor, Erzb.; Ambros	31	37	114	342		
15. Woche. Palmsonntag. Ev.: Jesu Einzug in Jerusalem, Matth. 21. 1-9.							
5	S Vinzenz Ferreri, Kresz. v. Kaufb.	528	638	221	412		Palmenweihe.
6	M Isolde, Cölestin	26	40	330	442		
7	D Hermann Jos., Befenner	24	42	442	5 2		5 Uhr morgens
8	M Albert, Walter	21	44	556	522		
9	D Gründonnerstag, Waltraud	19	45	712	522		
10	S Karfreitag	17	47	822	615		Auferstehungsfeier
11	S Karfreitag, Leo d. Gr.	15	49	942	642		
16. Woche. Hochf. Osterfest. Ev.: Christi Auferstehung, Mark. 16. 1-7.							
12	S Ostermontag, Julius	512	651	11 2	715		Eierweihe!
13	M Ostermontag, Emaustag, Ida	10	52	—	54		Erbdähe
14	D Osterdienstag, Lidwina	8	54	1217	842		Südwende
15	M Anastasia	6	56	122	941		
16	D Lambert, Benedikt Labre	3	58	212	1048		1 Uhr morgens
17	S Rudolf	1	59	252	12 1		
18	S Apollonius, Eleutherius	459	7 1	312	117		
17. Woche. 1. Sonntag nach Ostern, Quasimod. Ev.: Friede sei mit Euch, Joh. 20. 19-31.							
19	S Weisser Sonntag, Emma	457	7 3	322	234		
20	M Hildegunde, Viktor, Märt.	55	5	422	330		
21	D Anselm, Lothar	53	6	442	5 4		3 Uhr morgens
22	M Soter und Cajus	50	8	5 2	617		
23	D Georg	48	10	522	722		
24	S Jakobus d. Büsser; Fidelis v. Sigm.	46	11	524	822		Dittag
25	S Markus, Evangel.; Erwin	44	13	621	944		
18. Woche. 2. Sonntag nach Ostern, Misericordia. Ev.: Vom guten Hirten, Joh. 10. 11-16.							
26	S Maria v. guten Rat	442	715	652	1042		
27	M Zita, Trudpert	40	17	729	112		
28	D Paul v. Kreuz; Theobald	38	18	812	—		Nordwende
29	M Robert, Petrus v. Mailand	36	20	9 1	1221		Erbsferne
30	D Katharina v. Siena	34	22	957	112		Walpurgisnacht

Notizen und Verse

Osterfreude.

Heil allen kranken Herzen!
Und Trost in Kampf und Schmerzen
Und lichte Glaubenskerzen
In Zweifel und in Nacht!
O ja!, für alle Wunden
Hat sich ein Balsam funden;
Wer sollte nicht gefunden,
Dem so das Leben lacht?

Komm, Thomas, her und siehe,
Dak jeder Zweifel fliehe,
Und fall auf deine Kniee
Und tauche deine Hand
In seines Herzens Wunde.
Und laut mit frohem Munde,
Gib aller Welt die Kunde,
Dak lebend Er erstand! —

Dein Zweifel lehrt uns fassen
Den Glauben und verlassen
Die Grübeleien und hassen
Des Zweifels Dornensaar.
Drum Mut den hangen Herzen
Und Trost in allen Schmerzen
Und lichte Glaubenskerzen
Auf dunkeln Erdenpfad!

Luisa Hensel.

Es ist doch im April fürwahr
Der Frühling weder halb noch gar;
Komm, Rosenbringer, süßer Mai,
Komm du herbei,
So weiß ich, was der Frühling sei!
Eduard Mörike.

Die Liebe gleicht dem April:
Bald Frost, bald fröhliche Strahlen,
Bald Blüten in Herzen und Talen,
Bald stürmisch und bald still,
Bald heimliches Ringen und Dehnen,
Bald Wolken, Regen und Tränen —
Im ewigen Schwanken und Sehnen
Wer weiß, was werden will!
Emanuel Geibel.

„Die Männer und die Aprilen
Haben ihre Grillen“ . . .
Das ist richtig! Aber schau:
So manche Jungfer, so manche Frau
Plagen doch ebenfalls die Grillen
Und du mußt um des Friedens willen
Ihr gar jeden Wunsch erfüllen.
Anton Saef.

Tage

rm. Nordw.
pril schiden

Freitag

rgens

feier

rgens

rgens

s nacht



1925	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	31 Tage	
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.			
1	S Philippus u. Jakobus d. Jg., Apost.	432	723	1058	142		☾ 4 Uhr morgens	
2	S Athanasius, Kirchenl.	30	25	122	222			
19. Woche. 3. Sonntag nach Ostern, Jubilate. Ev.: Eine kleine Weile, Joh. 16, 16-22.								
3	S Hl. Kreuz-Auffindung	428	727	110	241		☾ 3 Uhr nachmittags	
4	M Monika, Florian	28	29	220	311			
5	D Pius V., Waltrada v. Mex	24	30	333	322			
6	M Johann v. d. gold. Pfort, Gisela	22	32	448	354			
7	D Stanislaus, Bisch. u. Märterer	20	34	61	411			
8	S Ersch. d. Erzeng. Michael	19	35	722	442			
9	S Gregor v. Nazianz, Bisch.	17	37	842	512			
20. Woche. 4. Sonntag nach Ostern, Cantate. Ev.: Christi Heimgang, Joh. 16, 5-14.								
10	S Antonin, Erzbisch.; Blanda	415	738	104	541			☾ 7 Uhr vormittags
11	M Mamertus, Bisch.; Sangolf	13	40	1112	634			
12	D Pantradius	12	42	-	730			
13	M Erzmänner } Servatius	10	43	1211	836			
14	D Erzmänner } Bonifazius	8	45	1212	950			
15	S Sophia (die kalte Sophie); Isidor	7	46	114	1106			
16	S Johann v. Nepomul	5	48	24	1223			
21. Woche. 5. Sonntag nach Ostern, Rogate. Ev.: Bittet, so werdet ihr empfangen, Joh. 16, 23-30.								
17	S Paschalis, Abaldus	44	749	211	138		☾ 5 Uhr nachmittags	
18	M Erich, König u. Märt.	2	51	212	252			
19	D Petrus Cölest., Papst	1	52	312	44			
20	M Bernadin	0	54	321	515			
21	S Christi Himmelfahrt, Konstantin	358	55	312	621			
22	S Julia, Rita	57	57	422	712			
23	S Desiderius, Bisch. u. Märt.; Christian	56	58	411	811			
22. Woche. 6. Sonntag nach Ostern, -Exaudi. Ev.: Wenn d. Tröster kommen wird, Joh. 15, 26-16.4.								
24	S Maria Hilfe d. Chr., Johanna	354	800	521	911		☾ 9 Uhr abends Taufwasserweihe	
25	M Urban, Winzerpatron	53	1	66	1022			
26	D Philipp Neri	52	2	53	1112			
27	M Beda, d. Ehrwürdige, Kirchenl.	51	4	746	11			
28	D Wilhelm, Bekenner	50	5	845	-			
29	S Maria Magdal. v. Pazzis	49	6	948	1222			
30	S Ferdinand, König	48	7	1053	11			
23. Woche. Hochfg. Pfingstfest. Ev.: Der Tröster, Joh. 14, 23-31.								
31	S Pfingstsonntag, Angela	347	89	121	111			

Notizen und Verse

Tage

rgens

Anfang

Mittags

Mittags

23-30.

Mittags

26-16.4.

Nordwinde

Abends
Wasserweihe

Marienlied.

Ich sehe dich in tausend Bildern,
 Maria, lieblich ausgedrückt,
 Doch keins von allen kann dich schildern,
 Wie meine Seele dich erblickt.
 Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
 Seitdem mir wie im Traum verweht,
 Und ein unnenntbar süßer Himmel
 Mir ewig im Gemüte steht.

Novalis.

O Frühling, ew'ge Liebesmelodie,
 Unausgetönt von allen Nachtigallen,
 Unausgeblüht von allen Rosen, wie
 Unausgeföhlt von Menschenherzen, allen!
 Friedrich Rückert.

Vom Grund bis zu den Gipfeln,
 So weit man sehen kann,
 Jetzt blüht's in allen Wipfeln,
 Nun geht das Wandern an:

Die Quellen von den Klüften,
 Die Ström' auf grünem Plan,
 Die Lerchen hoch in Lüften,
 Die Dichter frisch voran.

Und die im Tal verderben
 In trüber Sorgen Haft,
 Er möcht' sie alle werden
 Zu dieser Wanderschaft.

Und von den Bergen nieder
 Erschallt sein Lied ins Tal,
 Und die zerstreuten Brüder
 Faßt Heimweh allzumal.

Da wird die Welt so munter
 Und nimmt die Reiseschuh',
 Sein Liebchen mitten drunter,
 Die winkt ihm heimlich zu.

Und über Felsenwände
 Und auf dem grünen Plan
 Das wirrt und jauchzt ohn' Ende --
 Nun geht das Wandern an!

Joseph v. Eichendorff.

Wir wollen die Felder und die Blumen lie-
 ben, die Sterne und das weite Meer und die
 weiche warme Erde und wollen gern und viel
 mit ihnen allen sein. Aber mit noch wärmerer
 Liebe wollen wir die kämpfenden und müden
 Menschen und alle lebenden Wesen umfassen.
 Trine.



1925	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond-	30 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.	Lauf	
1	M Pfingstmontag, Simeon	346	810	111	135		
2	D Pfingstdienstag, Eugen, Papsi	45	11	224	52		
3	M †† Quatemb., Klothilde	44	12	339	215		
4	D Quirinus	43	13	458	41		
5	S †† Bonifozius, Apostel Deutschl.	43	14	612	32		
6	S † Norbert, Erzbisch.	42	15	722	341		☾ 11 Uhr abends
24. Woche. Trinitatisfest, Fest d. hl. Dreifaltigkeit. Ev.: Die Einsehung d. Taufe, Matth. 28, 18-20.							
7	S Robert, Abt; Gottlieb	342	816	855	422		
8	M Medardus, Heu- u. Weinpatron	41	17	101	515		Erdbnähe - Südweste
9	D Primus u. Felizian	40	18	54	619		
10	M Margareta, Königin	40	19	1125	732		
11	D Hochhlg. Fronleichnamfest	39	19	-	851		
12	S Johannes v. S., Jacundo	39	20	122	1010		
13	S Anton v. Padua	39	21	1225	1127		☾ 2 Uhr nachmittags
25. Woche. 2. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom großen Gastmahl, Luf. 14, 16-24.							
14	S Basilius d. Gr., Hartwig	339	821	1252	1242		
15	M Vitus, Kreszentia, Martyr.	39	22	121	154		Veitstag
16	D Benno, Luitgard, Julitta	39	22	42	35		
17	M Adolf; Rainer, Einsiedl.	39	23	224	415		
18	D Ephrem, Kirchenlehrer	39	23	22	523		
19	S Herz-Jesu-Fest, Servas u. Protas.	39	23	51	623		
20	S Berthold, Abelaunde	39	24	325	725		
26. Woche. 3. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom verlorenen Schafe, Luf. 15, 1-10.							
21	S Aloisius v. Gonz; Alban	339	824	421	523		☾ 7 Uhr vormittags
22	M Eberhard, 10 000 Ritter	39	24	45	911		Sommeranfang
23	D Edeltrud, Abtissin	39	24	522	911		Nordweste
24	M Johann d. Täufer	40	24	636	1025		Erdbferne
25	D, Wilhelm, Abt; Adalbert, Bekenn.	40	24	737	1054		24. Sonnenweste
26	S Johann u. Paul	40	24	841	1112		
27	S Ladislaus, Siebenschläfer	41	24	947	1141		Wettertag
27. Woche. 4. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom reichen Fischfang, Luf. 5, 1-11.							
28	S Irenäus, Leo II., Papsi	341	824	1055	-		
29	M Peter und Paul, selg. Emma	42	24	125	122		☾ 11 Uhr vormittags
30	D Pauli Gedächtn., Ehrentraud	42	24	117	1222		

Notizen und Verse

Gebet um den Hl. Geist.

Ru dir, o Herr, heb' ich die Hände,
Steigt auf mein Rufen, mein Gebet;
Den Geist der Kraft, der Wahrheit sende,
Den Tröster, den dein Sohn erklet,
Daß er erleuchte meine Seele,
Daß er mein Herz dir, Gott, erneu',
Verzehrend alle Sünd' und Fehle,
Am Gluthauch heil'ger Liebestreu'.

Er führ' als Licht mich deine Pfade,
Sei meiner Schwäche stete Kraft,
Des Lebens Unterpand und Gnade,
Die Ruhe meiner Pilgerschaft.
Laß ihn mein Rat sein wenn ich schwante,
Mein Wissen, meines Herzens Herz,
Mit dem ich lobsing' dir und danke,
Deß Flamme mich reißt himmelwärts.

Er laß erkennen mich die Wahrheit,
Dich großen Gott, mich armes Nichts,
Daß, demut froh ob solcher Klarheit,
Zum Kind ich werde seines Lichts.
Daß er lebendig in mir wohne,
Gott selbst, der Gottheit Liebesband,
Und wie er dich mit deinem Sohne,
So dir mich eine unverwandt.

O Heil'ger Geist, o ew'ge Sonne,
Send aus dein Meer von Glut und Licht!
Erfülle, was da lebt, mit Sonne,
Erneu' der Erde Angesicht,
Daß immer reiner dem Dreieinen
Der Schöpfung hohes Lied erschall',
Bis uns dein ew'ger Tag wird scheinen,
Und wir in dir sind selig all! —

Wilhelm Kreiten S. J.

*

Kein Hüttchen ist so arm und klein,
Ein freundlich Gärtchen nennt es sein;
Und ist's kein Gärtchen, schmuck umhegt,
Von sorglich treuer Hand gepflegt,
So ist es doch ein Nelkenbeet,
Von Farbenglanz und Duft umweht;
Und ist's kein Beet, so blüht ihm doch
Ein Rosenstod am Fenster noch.
Und wenn ihm doch kein Röslein blüht,
Um was sich eine Hand bemüht,
Auch ohne Mühen,
Ohne Lohn
Am Zaune blühen
Wind' und Mohn.

Julius Lohmeyer.

age

ende

8-20.

übende

mittags

mittags
anfang

nde

mittags



1925	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	31 Tage	
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.			
1	M Fest des kostb. Blutes, Theobald	343	824	232	1244			
2	D Mariä Heimsuchung, Otto	44	23	350	122			
3	§ Bertram, Rumold	44	23	510	122			
4	S Ulrich, Bisch. v. Augsburg; Berta	45	22	622	212			
28. Woche. 5. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Von der wahren Gerechtigkeit, Matth. 5, 20-24.								
5	S Wilhelm, Abt; Philomena	346	822	742	222		☉ 6 Uhr morgens Erdböhe, Sudwe	
6	M Dominika, Igfr. Märtr.	47	21	841	352			
7	D Willibald, Bisch. v. Eichstätt	48	21	922	5. 2			
8	M Kilian, Kolonat u. Totnan	49	20	1022	622			
9	D Veronika v. Jul., Jungfr.	50	20	22	748			
10	§ 7 Brüder, Amelberga	51	19	11 4	9 9			
11	S Pius, Papst; Sigisbert	52	18	22	1027			
29. Woche. 6. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Speisung der Viertausend, Mark. 8, 1-9.								
12	S Johann Gualbert; Feliz, Märtr.	353	817	1142	1142		☉ 11 Uhr abends	
13	M Eugen, Bischof	54	16	—	1255			
14	D Bonaventura, Kirchenl.	55	15	1212	206			
15	M Apostel Teils., Heinrich, Kais.	56	14	22	314			
16	D Skapulierfest, Faustus	58	13	22	419			
17	§ Alejus, d. hl. Bettler	59	12	122	521			
18	S Kamill, Ordensstift.; Friedrich, Bisch.	400	11	224	612			
30. Woche. 7. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Von den falschen Propheten, Matth. 7, 15-21								
19	S Vinzenz v. Paul	4 2	810	942	722		Nordwende	
20	M Margareta, Patr. d. Gebärenden	3	8	321	21			
21	D Arbogast, Bisch. v. Straßburg	4	7	422	822		☉ 11 Uhr abds.; Erdfe	
22	M Maria Magdal., d. Büsserin	6	6	522	22			
23	D Liborius, Bischof	7	4	622	924			
24	§ Sel. Bernhard v. Bad., Christfine	8	3	732	42			
25	S Jakob d. Alt., Christophorus	10	2	842	1022			
31. Woche. 8. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom ungerechten Hausverwalter, Luf. 16, 1-9.								
26	S Hl. Mutter Anna	411	800	953	1022			☉ 9 Uhr abends
27	M Berthold, Abt	13	759	11 3	1042			
28	D Innozenz, Viktor, Päpste	14	57	1215	1112			
29	M Martha, Beatrix	16	16	120	22			
30	D Julitta, Märtyrin	17	54	246	—			
31	§ Ignat. v. Loyola	419	52	4 2	1222			

Notizen und Verse

Das Dorf.

Steht ein Kirchlein im Dorf,
 Leht ein Weg dran vorbei,
 Und die Hühner, die machen
 Am Weg ein Geschrei.

Und die Tauben, die flattern
 Da oben am Dach,
 Und die Enten, die schnattern
 Da unten am Bach.

Auf der Brüd' steht ein Junge,
 Der singt, daß es schallt;
 Kommt ein Wagen gefahren,
 Der Fuhrmann, der knallt.

Und der Wagen voll Heu,
 Der kommt von der Wiese,
 Und oben darauf
 Sitzt der Hans und die Liese.

Sie jodeln und jauchzen
 und lachen alle heid',
 Und das klingt durch den Abend,
 Es ist eine Freud'!

Und dem König sein Thron,
 Der ist prächtig und weich,
 Doch im Heu zu sitzen,
 Dem kommt doch nichts gleich!

Und wär' ich der König,
 Gleich wär' ich dabei
 Und nähme zum Throne
 Mir einen Wagen voll Heu.

Robert Reinick.

Vor der Ernte.

Nun höret die Lehren im Felde
 Ein leiser Hauch,
 Wenn eine sich beugt, so bebet
 Die andre auch.

Es ist, als ahnten sie alle
 Der Sichel Schnitt —
 Die Blumen und fremden Halme
 Erzittern mit.

Martin Greif.

Manchen Tag erklang
 Ueber der Saat der Lerchen Sang.
 Reif und golden erglänzt sie schon,
 Mit Kornblumen durchwirkt und Mohn.
 Wenn die schimmernden Lehren sanken,
 Was ist schöner, als Gott zu danken!
 Johannes Trojan.

Lage

morgens
e, Südwe

abends

ds.; Erdfe

Sundstage

bends



1925	Fest- und Namenstage	Sonnen- Aufg. Unterg.	Mondes- Aufg. Unterg.	Mond- Lauf	31 Tage	
1	S Petri Kettenfeier	420	751	517	124 ^h	☾
32. Woche. 9. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Jesus weint über Jerusalem, Luf. 19, 41-47.						
2	S Portiunkula, Alfons v. Lig.	422	749	623	122	☾
3	M Auffindung d. Reliquien d. hl. Steph.	24	47	713	24 ^h	☾
4	D Dominikus, Ordensstifter	25	46	8 1	3 ^h	☾
5	M Maria Schnee, Oswald	27	44	2 ^h	51 ^h	☾
6	D Verkürung Christi	28	42	9 1	641	☾
7	☿ Donatus, Patron gegen Blitz	30	40	2 ^h	8 3	☾
8	S Chriakus, Märt.; Smaragdus, Märt.	32	38	5 ^h	923	☾
33. Woche. 10. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Der Pharisäer und der Zöllner, Luf. 18, 9-14.						
9	S Peter Faber, Befenner	433	736	1014	1039	☾
10	M Laurentius	35	34	3 ^h	1152	☾
11	D Susanna, Jungfr. u. Märt.	36	32	11 2	1 3	☾
12	M Klara; Hilaria, Märt.	38	30	2 ^h	210	☾
13	D Johannes Berchmanns; Cassian	40	28	-	314	☾
14	☿ Vigil, Eusebius, Wigbert	41	26	12 4	413	☾
15	S Mariä Himmelfahrt, Arnulf	43	24	4 ^h	5 5	☾
34. Woche. 11. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Heilung des Taubstummten, Mart. 2, 31-37.						
16	S Rochus, Pestpatron; Joachim	445	722	12 ^h	551	☾
17	M Hyazinth, Befenner	46	20	22 ^h	622	☾
18	D Helena, Kaiserin; Wendelgard	48	18	32 ^h	7 1	☾
19	M Sebald v. Nürnberg	50	16	42 ^h	2 ^h	☾
20	D Bernhard, Abt u. Kirchenl.	51	14	52 ^h	5 ^h	☾
21	S Johanna Franziska v. Chant.	53	12	63 ^h	814	☾
22	S Chimotheus, Märt.	55	10	745	31	☾
35. Woche. 12. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Der barmherzige Samariter, Luf. 10, 23-27.						
23	S Philipp Benitus, Bel.	456	708	854	841	☾
24	M Bartholomäus, Apostel	58	5	10 5	91 ^h	☾
25	D Ludwig, König, Maria, Heil. d. Krank.	500	3	1118	2 ^h	☾
26	M Zephrin, Papsi u. Märt	1	1	1232	10 2	☾
27	D Gebhard, Bischof	3	659	146	41	☾
28	☿ Augustin, Kirchenl.; Abelinde	5	57	59	112 ^h	☾
29	S Johannes Enthauptung, Sabina	6	54	4 7	-	☾
36. Woche. 13. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Die zehn Aussätzigen, Luf. 17, 11-19.						
30	S Rosa v. Lima	5 8	652	5 5	1221	☾
31	M Paulinus, Bischof; Raimund	10	50	553	122	☾

Notizen und Verse

Ein Weg durch Korn und roten Klee.

Ein Weg durch Korn und roten Klee
 Darüber der Lerche Singen —
 Das stille Dorf, der helle See,
 Süßes Wehen, frohes Klingen . . .

Es wogt das Korn im Sonnenbrand;
 Darüber die Glocken schallen.
 Sei mir gegrüßt, mein deutsches Land,
 Du schönstes Land von allen!

Prinz Emil v. Schönau-Carolath.

Hochsommernacht.

Stille ruht die weite Welt,
 Schlummer füllt des Mondes Horn,
 Das der Herr in Händen hält.
 Nur am Berge rauscht der Born —
 Zu der Ernte Gut bestellt
 Wallen Engel durch das Korn.

Martin Greif.

Sternenmahnung.

Von den Sternen laßt uns lernen
 Stille Ruh' und reinen Sinn:
 Friedsam in den blauen Fernen
 Zieh'n sie über uns dahin.

Was geschehen, anzusehen
 Ist jahrtausendlang ihr Los,
 Und sie wandeln und sie stehen
 Ewig klar und ewig groß.

Wahre Wächter der Geschlechter
 Stehn sie dort in stiller Nacht,
 Mahnend jeden Gottverächter,
 Daß ein richtend Auge wacht.

Gott zum Kreise zieh'n sie leise
 Nächtlich auf am Himmelsaal,
 Daß der Fromme, daß der Weise
 Trost sich schöpf' aus ihrem Strahl.

Mag in Kämpfen und in Krämpfen
 Zukend ringen Land und Meer,
 Unberührt von Dunst und Dämpfen
 Schau'n sie nieder hold und hehr.

Ruh' und Frieden, wie beschieden
 Er den Sternen droben ist,
 Und Beständigkeit hienieden
 Tun uns not zu dieser Frist.

Johann Gabriel Seidl.

und

Tage

nachm.

14.

vorm.

rweiße

nachmittage

7.

morgens



1925	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond- Lauf	30 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.		
1	D Aegidius, Abt; Berena, Jungfr.	511	647	621	247		Erdnähe
2	M Stephan, König	13	45	7 2	4 2		☾ 9 Uhr abends
3	D Emmerich, Mansuetus	15	43	22	522		
4	F Rosalia, Irmgard	16	40	52	655		
5	S Laurentius Justiniani	18	38	812	815		
37. Woche. 14. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Sorget nicht ängstlich, Matth. 6, 24-33.							
6	S Schuhengelfest, Magnus	520	636	822	932		Magnus, Patr. g. Angez.
7	M Regina, Jungfr. u. Märt.	21	34	9 2	10 6		
8	D Mariä Geburt	23	31	20	1156		
9	M Peter Claver, Missionär	25	29	10 2	1 3		
10	D Karl Spinola, Märt.	26	27	40	2 5		☽ 1 Uhr morgens
11	S Protus, Felix u. Regula, Märt.	28	24	1124	300		
12	S Guido, der Arme, Bekenner	30	22	—	348		Nordwende
38. Woche. 15. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Der Jüngling von Naim, Luf. 7, 11-16.							
13	S Mariä Namensfest	531	620	1212	429		Erdfeme
14	M Kreuz-Erhöhung, Notburga, Magd	33	17	112	5 3		Wetterbitten-Ende
15	D Nikomedes, Märt.	35	15	214	32		
16	M †† Quatemb.; Kornel, Papst	36	12	312	57		
17	D Lambert, Bisch.; Hildegard	38	10	422	612		
18	F †† Sophie, Irene	40	8	524	22		☽ 5 Uhr morgens
19	S † Januarius u. Genossen, Märt.	41	5	644	52		
39. Woche. 16. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Jesus heilt einen Wassersüchtigen, Luf. 14, 1-11.							
20	S Eustachius, Patron d. Jäger	543	6 3	756	722		
21	M Matthäus, Evangelist	45	1	9-9	42		
22	D Mauritius (Moriz), Märt.	46	558	1023	8 2		
23	M Thella, die Erzmärtgrin	48	56	1138	41		Herbstbeginn
24	D Maria Loskauf d. Gefangenen	50	53	1250	921		
25	F Firmin, Bisch. u. Märt., Kleophas Jg.	52	51	158	1011		☽ 1 Uhr nachm.
26	S Coprian u. Justina	53	49	258	1112		Südwende
40. Woche. 17. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Von den 2 Geboten der Liebe, Matth. 22, 35-46.							
27	S Kosmas u. Damian	555	546	348	—		
28	M Lioba; Wenzel, König u. Märt.	57	44	428	1222		
29	D Michael, Erzengel	58	42	5 1	144		Erdnähe
30	M Hieronymus, Kirchenl.	600	39	528	3 2		

Notizen und Verse

„Sie aßen und wurden satt.“

Millionen Hände heben sich aus Hunger und Not,

Schreien und schluchzen und beten um ihr täglich Brot.

Und Gottes Odem leuchtet und weckt eine Frühlingspracht,

Als ob alle Wunder des Werdens schimmernd aufgewacht.

Und Gottes Odem wirkt in schwellender Fruchtbarkeit:

Ein Ozean von Korn rauscht hoch und schwer und breit.

Und alle Bäume brechen unter der Früchte Last,

Da ist kein Speicher, kein Keller, der all den Segen fahrt . . .

Und alle Gloden feiern Gottes Wundertat;
Die Menschen falten die Hände — sie aßen und wurden satt.

Anton Sack.

Genieße mäßig Füll' und Segen,
Vernunft sei überall zugegen,
Wo Leben sich des Lebens freut.

Joh. Wolfg. Goethe.

Goldmacherei und Lotterie
Und reiche Weiber freien
Und Schätze graben, segnet nie;
Wird manchen noch gereuen.
Mein Sprüchlein heißt: „Auf Gott vertraul'
Arbeite brav und leb' genau.“

Johann Peter Hebel.

Ein eigen Haus, ein eigener Hof
Und Arbeit alle Tage,
Den meisten ist dies Glück zu groß —
Sie suchen eine Plage.

Klaus Groth.

Wer nicht Ruhe findet in dem, was er hat,
wird nie Ruhe finden in dem, was er ersehnt
— so aber machen es die meisten Menschen; sie
sehen über das, was ihnen nah und eigen ist,
fort nach dem, was sie nicht haben, und gehen
auf diese Art ganz leer aus. Nathusius.

Oktober od. Weinmond

1925		Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond-	31 Tage
			Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.	Lauf	
1	D	Remigius, Bischof	602	537	552	422		☉ 6 Uhr vorm.
2	F	Leodegar, Bisch. u. Märt.	3	35	615	543		
3	S	Hl. Brüder Ewald, Märt.; Uttho	5	32	33	707		
41. Woche. 18. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Heilung des Gichtbrüchigen, Matth. 9, 1-8.								
4	S	Rosenkranzfest, Franz v. Assisi	607	530	722	823		☉ 8 Uhr abends (Nordwende)
5	M	Placidus, Märt.; Meinolf, Bek.	8	28	29	937		
6	D	Bruno, Ordensstifter	10	25	89	1048		
7	M	Martus, Papst; Gerold, Pilger	12	23	834	1153		
8	D	Brigitta	14	21	918	1252		
9	F	Dionysius, Bisch. u. Märt.	15	18	1002	144		
10	S	Sereon, Märt.; Franz Borg.	17	16	1102	228		
42. Woche. 19. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom hochzeitlichen Gewande, Matth. 22, 1-14.								
11	S	Emil, Bek.; Plazida, Jungfr.	619	514	1202	304		☉ 7 Uhr abends
12	M	Magimilian, Bisch. u. Märt.	21	11	—	34		
13	D	Eduard, König; Koloman	23	9	124	403		
14	M	Burkard, Bisch. v. Würzburg	24	7	211	23		
15	D	Theresia, Jungfr. u. Ordensstift.	26	5	312	44		
16	F	Gallus, Abt	28	2	422	504		
17	S	Hedwig, Margaretha Alacoque	31	0	541	24		
43. Woche. 20. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Von dem kranken Sohn des Vorstehers, Joh. 4, 46-53								
18	S	Kirchweihfest, Lukas, Evang.	632	458	655	546		☉ 8 Uhr abends
19	M	Petrus v. Alcantara	33	56	810	611		
20	D	Wendelin, der heil. Schäfer	35	54	927	41		
21	M	Ursula mit d. 11000 Jungfrauen	37	52	1042	712		
22	D	Cordula; Severus, Patr. d. Weber	39	50	1153	822		
23	F	Severin, Bisch. v. Köln; Joh. v. Capriß	41	48	1256	924		
24	S	Raphael, Erzengel; Harold	42	45	148	1012		
44. Woche. 21. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Der unbarmherzige Knecht, Matth. 18, 23-35.								
25	S	Crispin, Patron d. Schuster	644	443	230	1122		☉ 6 Uhr abends
26	M	Fernward, Bisch. v. Hildesheim	46	41	104	—		
27	D	Fruementius, Bisch.; Florenz, Märt.	48	39	32	1242		
28	M	Simon u. Judas Thaddäus	50	37	56	222		
29	D	Narzissus, Eusebia	52	35	418	322		
30	F	Alfons Rodriguez	54	33	40	444		
31	S	Wolfgang, Bisch.; Vigil v. Allerhlg.	55	31	502	601		

Notizen und Verse

Am Abend eines Marienfeiertages.

Der große Festtag ist berauscht,
Abendwolken ballen sich kühl überm bronzenen
Wald,

Und meine müden Abendarme treuge ich in
meinem Schoß,

Und unsichtbare Hände legen dunkle Tücher
Ueber Baum und Strauch und ferne Stadt,
Und sehr behutsam blüht die süße Frömmigkeit
Des Abendtraums aus Fest und Schall und
greller Wirrnis,

Dein Bild auf,

Madonna,

Ich knie zu dir nieder, demütsvoll,

Zu danken für den Tag,

Zu stehen für die lange dunkle Nacht.

Ich bete, wie in Kindertagen,

Le bunten schmerzreichen Rosenkranz:

Das ist mir große Abendfeier.

Läut dann Geläut' vom Abendhügel,

Dann tret' ich fröhlich ein

In's bunte Land des Traums.

Emil Vaader.

Nachsommer.

Nach wilden Stürmen und eisiger Nacht
Ist heute leuchtend der Morgen erwacht:
Es funkelt und schimmert im Garten,
Als käme noch einmal der Sommer zurück,
Aufs neu' mit dem alten, verlorenen Glück
Der welkenden Blüten zu warten.

In goldenen Wipfeln schlummert der Wind.
Vom blauen Himmel hernieder rinnt
So lind, so leise die Stunde,
Als trüge sie, die selige Zeit,
Die wunschlos wonnige Ewigkeit,
Den Atem des Lebens im Munde!

Hedwig Kiefekamp.

Ist das ein Sterben?

Ist das ein Sterben? Menschen regen
Sich munter auf dem Ackerland;
Hier führt der eine heim den Segen,
Dort streut das Korn des andern Hand.

Mich dünkt, ich seh' erst jetzt das Leben
So voll gestillt wie hoffnungsreich:
Was kann es Schöneres denn geben,
Als ernten und auch sä'n zugleich?

Stefan Rilow.

Tage

orm.

abends
e

14.

abends

4, 46-53

abends

15.

abends



1925		Fest- und Namenstage		Sonnen-		Mondes-		Mond-	30 Tage
				Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.	Lauf	
45. Woche. 22. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Die Steuermünze, Matth. 22, 15-21.									
1	S	Allerheiligen	657	429	527	716			
2	M	Allerseelen, Ansgar	59	27	55	829			
3	D	Hubert, Patron d. Jäger; selg. Ida	701	25	622	938			
4	M	Karl Borromäus	3	24	727	1041			
5	D	Zacharias u. Elisabeth	5	22	51	1137			Nordwende
6	S	Leonhard, Viehpatron	7	20	847	1227			
7	S	Engelbert, Erzbisch. u. Märt.	9	18	942	104			Erdferne
46. Woche. 23. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Von des Jairus Tochterlein, Matth. 9, 18-26.									
8	S	Gottfried, Bisch.; 4 gekrönte Märt.	710	417	1042	157			☉ 4 Uhr nachmittags
9	M	Theodor, Soldat u. Märt.	12	15	1122	204			
10	D	Andreas Avellinus	14	13	—	27			
11	M	Martin, Bischof	16	12	121	48			Nacht- u. Zinstermin
12	D	Kunibert, Erzbisch.; Martin, Papsi	18	10	222	398			
13	S	Stanislaus Kosita	19	9	322	28			
14	S	Beta v. Reute (Elisabeth die Gute)	21	7	422	49			
47. Woche. 24. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Gleichnis vom Senforn und Sauerteig, Matth. 13, 31-35.									
15	S	Leopold, Markgraf; Albert d. Große	723	406	542	412			☉ 8 Uhr vormittags
16	M	Edmund, Erzbisch.; Othmar	25	4	708	40			
17	D	Gregor d. Wunderfäter; Gertrud	27	3	826	515			
18	M	Maria Dpferung; Odo, Abt	29	1	942	59			
19	D	Elisabeth v. Thüringen	30	0	1050	622			Erdnähe, Südwende
20	S	Felix v. Valois, Bel.	32	359	1147	821			
21	S	Kolumban, Abt	34	58	1233	912			
48. Woche. 25. Sonntag nach Pfingsten. Ev.: Vom Greuel der Verwüstung, Matth. 24, 15-35.									
22	S	Cäcilia, d. hl. Sängerin	736	356	109	1022			☾ 3 Uhr morgens
23	M	Alemens, Papsi; Wiltrud, Abtiss.	37	55	38	1124			
24	D	Johann v. Kreuz, Bel.	39	54	202	—			
25	M	Katharina, Patr. d. Wagner	41	53	24	112			
26	D	Konrad, Bisch. v. Konstanz; Linus	42	52	45	229			
27	S	Bilhidis, Abtissin	44	51	306	344			
28	S	Oda, Jungfrau	45	50	29	422			
49. Woche. 1. Advents Sonntag. Ev.: Von den Zeichen des jüngsten Tages, Luf. 21, 25-3.									
29	S	sel. Friedrich, August.-Laienbruder	747	349	355	612			
30	M	Andreas, Aposfel	48	49	426	722			☉ 9 Uhr vormittags

Notizen und Verse

Dem Andenken unserer Toten.

Von Friedrich Rüdert.

In deines Herzens Haus und Festkalender mag
Nun auch gezeichnet sein ein Allerfeelentag.
Gezeichnet soll er sein nicht mit zu düstern Farben,
Doch auch zu helle sind für die nicht, die da starben.
Mit sanftern Lichtern sei und leisem Schattenschlag
Gezeichnet in dein Herz dein Allerfeelentag.
Ein Allerfeelentag, wo du vereint in Frieden
Mit allen Seelen bist, die von dir sind geschieden;
Wo alle Seelen, die dich aus der Fern' umwallen,
Zum Fest versammelt sind in deines Tempels Hallen.
Da bete für ihr Heil und laß sie beten auch
Für deines, denn Gebet ist Seelenlebenshauch.

Manch' Angedenken zieh' hervor, an das sich knüpft
Ein Name, zieh' es fest, daß er dir nicht ent schlüpft.
Manch' teures Bild auch, eh' der Kennzug dir erlischt,
Sei von der Malerin Grinn' rung angefrischt.
Bedaure du sie nicht, daß sie der Welt entgangen,
Und nicht beneide sie, denn du wirst nach gelangen.
Versichere du nur dich ihrer, daß sie bleiben
Von oben dein Geleit, nach oben dich zu treiben.
Von oben neigen sie, nach oben zeigen sie
Und deinem Blick voran nach oben steigen sie.
Nach oben steigen sie, wo sie dir wollen zeigen,
Was sie versprechen mit geheimnisvollem Schweigen.

Je länger du's gehabt, je länger willst du's haben,
Und ein Geliebtes wird dir stets zu früh begraben.
Du bildetest dir ein, es sei auf ewig dein,
Und solltest Gott, der dir's so lang' lieb, dankbar sein.

Wem ein Geliebtes stirbt, dem ist es wie ein Traum,
Die ersten Tage kommt er zu sich selber kaum.
Wie er's ertragen soll, kann er sich selbst nicht fragen;
Und wenn er sich besinnt, so hat er's schon ertragen.

Du bist gegangen, und wir geh'n dir alle nach;
Du gingst zur Ruh', und wir sind noch ein Weilschen wach.
Vielmehr wir schlafen noch, du bist vom Traum erwacht;
O Leben, Spren und Wind, o schwerer Traum der Nacht!
Was ist's, das weiter wir hier zu besorgen haben,
Als eins das andere anständig zu begraben?

age

mittags

termin

31-35.

mittags

wende

gens

mittags



1925	Fest- und Namenstage	Sonnen-		Mondes-		Mond-	31 Tage
		Aufg.	Unterg.	Aufg.	Unterg.	Lauf	
1	D Eligius, Bisch., Natalie, Wwe.	750	348	5 2	828	☾☾	
2	M Paulina, Jungfr. u. Märt.	51	47	45	928	☾☾	
3	D Franz Xaver, Apostel v. Indien	53	47	63E	1020	☾☾	Nordwende
4	F Barbara, Sterbepatronin	54	46	73E	11 3	☾☾	Hole Barbara-Zweige!
5	S Hanno, Erzb. v. Köln	55	46	83E	38	☾☾	Erbferne
50. Woche. 2. Advents Sonntag. Ev.: Bist du, der da kommen soll? Math. 11, 2-10.							
6	S Nikolaus, Bischof	757	345	92E	12 7	☾☾	Kinder-Deschertag
7	M Ambrosius, Kirchenlehrer	58	45	104E	32	☾☾	
8	D Mariä unbesl. Empfängnis	59	44	115E	53	☾☾	☾ 1 Uhr nachmittags
9	M Leotadia, Wolfshilde	8 0	44	-	113	☾☾	
10	D Übertragung d. hl. Hauses v. Loretto	1	44	125E	32	☾☾	
11	F Wilburgis, Jungfrau	3	44	21E	51	☾☾	
12	S Synestius, Märt.	4	44	32E	213	☾☾	
51. Woche. 3. Advents Sonntag. Ev.: Das Zeugnis Johannes des Täufers, Joh. 1, 19-28.							
13	S Ottilia u. Luzia, Patr. f. Augen	8 5	344	44E	238	☾☾	
14	M sel. Berthold v. Regensb., Prediger	6	44	55E	3 8	☾☾	
15	D Christiana	7	44	718	348	☾☾	☾ 8 Uhr abends
16	M †† Quatemb., Adelsheid, Kais.	8	44	832	440	☾☾	
17	D Sturmius, Abt	8	44	937	544	☾☾	Erdnähe, Südweste
18	F †† Maria Erwartung d. Geburt	9	44	1030	65E	☾☾	
19	S † Urban, Papst; Thea, Märt.	10	45	1111	81E	☾☾	
52. Woche. 4. Advents Sonntag. Ev.: Bereitet den Weg des Herrn, Luf. 3, 1-6.							
20	S Petrus Canisius, Apostel Deutschl.	810	345	1143	94E	☾☾	
21	M Thomas, Ap., Patron der Bauleute	11	45	12 9	11 E	☾☾	
22	D Flavian, Märt.	12	46	32	-	☾☾	☾ 12 Uhr Mittag Winterbeginn
23	M Viktoria, Märt.; Dagobert	12	46	53	121E	☾☾	
24	D Weihn.-Vigil, Adam u. Eva	12	47	113	124	☾☾	Christbescherung!
25	F Hochhl. Weihnachtsfest	13	48	35	24E	☾☾	
26	S Stephan, Erzmärtirer	13	48	59	4 E	☾☾	
53. Woche. Sonntag nach Weihnachten. Ev.: Von Simeon und Anna, Luf. 2, 33-40.							
27	S Johannes, Evangel.	813	349	227	51E	☾☾	St. Johanniswein-Weihe
28	M Fest d. unschuldigen Kindlein	13	50	3 0	617	☾☾	
29	D Thomas Becket, Bisch. u. Märt.	14	51	340	719	☾☾	
30	M Cavinus, Bisch.; Dankwart	14	52	428	814	☾☾	☾ 3 Uhr morgens
31	D Solbester, Papst; Melanie Wwe.	14	53	522	9 1	☾☾	Nordweste

Notizen und Verse

Weihnachtserwartung.

Hört ihr's nicht, wie Glocken schallen
Fern im winterstillen Wald?
Seht ihr nicht durch Tannendunkel
Wandeln eine Lichtgestalt?

Wenn die weißen Floden fallen,
Sternbesät erglänzt der Wald:
Mit der Winter Sonnenwende,
Kinder, kommt das Christkind bald.

Engelbert Albrecht.

Worte zur heiligen Christnacht.

Christkind, du bist da; bist endlich nach
langen, traurigen Tagen wiedergekommen zu
uns herab. Ich hab' dich ersehnt, wie ein Kind
mit weißen Haaren. Sei begrüßt, du himm-
lischer Knabe, der du mit den sonnigen Aug-
lein die schweren Nebel durchleuchtest, die hier
im Tale des Tränentaus nimmer wollen
schwinden. O Gotteskind, bei dir daheim muß
es schön sein! ... Oft hör' ich es leis in den
Lüften klingen wie ein Läuten und Grüßen
von oben. Dann faßt mich das Heimweh, und
wie ein verwirrtes Kind ruf' ich und such' ich
den Weg zu den Wohnungen Gottes.

Peter Kosegger.

Im Namen Jesu.

Ich möchte gern was schreiben,
Das ewig könnte bleiben,
Denn alles andre Treiben
Will nur die Zeit vertreiben.

Ich möchte gern was lieben,
Das ewig ist geblieben,
Denn in den anderen Trieben
Wird nur die Lieb' vertrieben.

Ich möchte gern mein Leben
Zu Ewigem erheben,
Denn alles andre Streben
Ist in den Tod gegeben.

Drum schreib ich einen Namen,
Drum lieb ich einen Namen,
Und leb' in einem Namen,
Der Jesus heißt — sprich: Amen.

Clemens Brentano.





ANNO † 1525 ♦

Lied der Bauern

von Heinrich v. Reder.

Ich bin der arme Kunrad
 Und komm von nah und fern,
 Von Hartematt und Hungerrain
 Mit Spieß und Morgenstern.
 Ich will nicht länger sein der Knecht,
 Leibeigen, frönig, ohne Recht.
 Ein gleich Befehl, das will ich han,
 Vom Fürsten bis zum Bauersmann.
 Ich bin der arme Kunrad,
 Spieß voran, drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad
 In Aberacht und Bann,
 Den Bundschuh trag ich auf der Stang,
 Hab Helm und Harnisch an.
 Der Papst und Kaiser hört mich nicht,
 Ich halt nun selber das Gericht,
 Es geht an Schloß, Abtei und Stift,
 Nichts gilt als wie die Heilige Schrift.
 Ich bin der arme Kunrad,
 Spieß voran, drauf und dran!

Ich bin der arme Kunrad,
 Trag Pech in meiner Pfann.
 Heijoh! Nun geht's mit Senf und Axt
 An Pfaff und Edelmann.
 Sie schlugen mich mit Drügeln platt
 Und machten mich mit Hunger satt,
 Sie zogen mir die Haut vom Leib
 Und taten Schand an Kind und Weib.
 Ich bin der arme Kunrad,
 Spieß voran, drauf und dran!

Der

Revolu
 für
 edrückun
 bestätigt
 e zu di
 ren Her
 nd polit
 öfer Ar
 derbaue
 atten im
 reiheit u
 rückendes
 gend
 diese gru
 5. Jahr
 ittern u
 affomme
 territorie
 nd von
 usamme
 n Bild
 genen
 rückender
 chultern
 Sie all
 hlen, d
 ahmen
 aturalie
 tics der
 fischen, G
 lachs un
 örte auch
 er zehnte
 nd Gefl
 chmal
 ußten d
 is Besth
 ste Gem
 ich im
 efern.
 rkaufte,
 nen des
 ußten
 isstellen
 erleiben
 uern vo
 auch ma
 rlaubnis
 nd diese
 eld. Die
 die Sc
 id Gut,
 erson

Der große Bauernkrieg in den badischen Landen.

I. Die Ursachen.

Revolutionen sind fast immer die Quittung für langjährige Fehler und ungerechte Erdrückung; auch der Bauernkrieg von 1525 bestätigt diese Erfahrung. Die Beweggründe, die zu dieser Abrechnung der Bauern mit ihren Herren führten, waren wirtschaftlicher und politischer und erst in dritter Linie religiöser Art. Die allermeisten germanischen Ackerbauer der Nachvölkerwanderungszeit hatten im Laufe der Jahrhunderte ihre alte Freiheit verloren und waren in ein oft recht rügendes Abhängigkeitsverhältnis zu dem Grundherrschaft gekommen. Diese grundherrschaftlichen Rechte wurden im 15. Jahrhundert ausgeübt von einzelnen Herren und Grafen, von den überall mehr vorkommenden großen, kleinen und kleinsten territorialfürstlichen, von Städten, von Bischöfen und von Abteien. Aus der folgenden kleinen Zusammenstellung kann sich der Leser selbst ein Bild machen, wie schwer die meist leibigen Bauern zu leiden hatten unter den rügenden Lasten, die nach und nach auf ihre Schultern gelegt worden waren.

Sie alle hatten den großen Zehnten zu zahlen, d. h. den zehnten Teil ihrer Einnahmen an Korn und Wein, und zwar in Naturalien oder Geld. Dazu kam vielerorts der kleine Zehnten von Gerste, Hafer, Weizen, Erbsen, Linjen, Kraut, Rüben, Hanf, Lachs und Heu. Zum kleinen Zehnten gehörte auch der Blut- oder Viehzehnte, ebenso der zehnte Teil aus dem Erträgnis von Vieh und Geflügel, wie Eier, Milch, Butter, Schmalz und Käse. Starb ein Bauer, so mußten die Hinterbliebenen den Todesfall oder das Vesthaupt leisten, sie mußten nämlich das beste Gewand im Hause oder das beste Stück Vieh im Stalle an die Grundherrschaft abliefern. Auf allem, was einer kaufte oder verkaufte, ruhte Umsatzsteuer. Die Untertanen des Herzogs Ulrich von Württemberg mußten sich einen teuren Erlaubnischein ausstellen lassen, wenn sie Geld leihen oder erleihen wollten. Wenn die halbfreien Zinsbauern von dem Rechte der Freizügigkeit Gebrauch machen wollten, brauchten sie dazu die Erlaubnis der Grundherrschaft ihres Ortes, und dieser Schein kostete sie ein schönes Stück Geld. Die leibeigenen Bauern dagegen waren an die Scholle gebunden, sie waren mit Hab und Gut, mit Weib und Kind und mit ihrer Person Eigentum des Grundherrn. Sie

mußten die gesamte Feldbestellung der umfangreichen Ländereien ihrer Grundherrschaft unentgeltlich besorgen, dazu noch in anderer harter Fronarbeit Wege und Brücken bauen und diese, sowie die Schlösser und Burgen ihrer Herren instandhalten. Kleinere Abgaben, die die ländliche Bevölkerung alljährlich leisten mußte, waren das Leibhuhn, das Fastnachtshuhn, das Sommerhuhn, die Martinsgans und der Zins dafür, daß die Bauern in den Waldungen des Grundherrn Holz lesen durften. Wenn sich der Schutzherr oder einer seiner Beamten und Anrechte in einem Dorfe aufhielt, mußten die Einwohner für gute Unterkunft und Verpflegung sorgen. Zu Kriegsdiensten wurden die Bauern einfach von den Herren gezwungen, sie dienten dann hauptsächlich als Landsknechte. War Fehde zwischen den Herren ausgebrochen — und das war damals etwas Alltägliches —, so zerstörte man zunächst die Aecker der Bauern seines adeligen Segners. Das war aber nicht der einzige Feld- und Flurichaden, der vorkam; das viele Wild, das der Adel in seinen Wäldern hegte, vernichtete und zerstörte nur zu oft die Saaten und die bestellten Felder der Bauern, und bei ihren Jagden ritten die Herren rücksichtslos über die Aecker des Landmanns hinweg. Die altgermanische Allmende, d. h. das Recht aller Ortsangehörigen auf freien Fischfang, Jagd und auf freie Benützung des Waldes und des Weidelandes ließ die Grundherrschaft nur für den Adel gelten, die Bauern waren davon strengstens ausgeschlossen. Freie Bauern gingen durch die Heirat mit einer unfreien Person in die Leibeigenschaft über, und das gleiche Los traf die Kinder aus solchen Ehen. Für schwere Frevel wurden die Bauern mit Folterung, Enthauptung, Verbrennen oder Verraubung des Augenlichts gestraft. Bei leichteren Vergehen wurden ihnen oft Finger, Hände oder Füße abgehauen oder sie wurden in den Turm der Burg ihrer Grundherrschaft gesteckt, wo manche elendiglich verfaulen und verhungern mußten. Ja, ein Ritter wollte einen Bauern enthaupten lassen, den er bei verbotenen Krebsfang ertappt hatte. Diesen Zustand der Entrechtung, Enteignung und Sklaverei ertrug die zäh an der heimischen Scholle hängende Bauernbevölkerung mehrere Jahrhunderte lang, bis endlich die unteren Schichten in dumpfer Wut zur Empörung schritten.

Stang,
nicht,
Stift,
hrift.
a!

II. Das Vorspiel.

1. Der Pfeifer von Niklashausen.

1476 trat in dem Dorfe Niklashausen bei Wertheim ein Musikant und Schweinehirt, das sogenannte Pfeiferhänschen, an den Sonntagen als Laienprediger auf. Er wetterte gegen die Habgier, den Uebermut und die Pracht der geistlichen und weltlichen Herren und gegen die unerschwinglichen Lasten, die man dem Volke anferlegt habe, und behauptete, er sei von der Jungfrau Maria in einer Reihe von Erscheinungen zu solcher Predigt aufgefordert worden. Die Wirkung seiner Worte war geradezu erstaunlich. Von allen Seiten strömte das niedere Volk herbei, um den neuen Propheten zu hören, an manchen Tagen sollen es 20- bis 30 000 Menschen gewesen sein.

Der Würzburger Fürstbischof Rudolf von Scherenberg ließ endlich auf den Rat seines Vorgesetzten, des Erzbischofs von Mainz, den Pfeifer durch seine Keifigen gefangen nehmen und nach Würzburg auf sein festes Schloß, die Marienburg, bringen. Als die in Niklashausen versammelte Menge die Gefangennahme des Jünglings erfuhr, zogen an die 16 000 Menschen nach Würzburg und verlangten die Herausgabe des Pfeiferhänschen. Der Bischof ließ ihnen durch einen seiner Räte gütlich zureden, dann gaben die Büchsenmeister aus den Geschützen Schreckschüsse ab, aber die Menge wich nicht, weil sie felsenfest davon überzeugt war, die Gottesmutter werde durch ein Wunder ihren Propheten befreien. Erst als die Reiter des Bischofs auf sie losprengten, liefen sie davon. Dem Pfeiferhänschen wurde der Prozeß gemacht und der Jüngling als Volksaufwiegler und Ketzer auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die Asche warf der Scharfrichter in den Main, auf daß die Anhänger des Propheten damit keinen religiösen Unfug treiben könnten.

2. Der Bundschuh (1513).

Der Bundschuh war eine revolutionäre Verschwörung mit dem Zwecke, die ständische Reichsverfassung zu beseitigen durch eine Empörung der Bauern, an die sich der niedere Adel sowie die Handwerker und das Proletariat in den Städten anschließen sollten.

Nur Kaiser und Papst wollte man als Herren noch weiter anerkennen. Jeder Bürger des neuen Reiches sollte vor dem Gericht gleichmäßig behandelt werden, alle ungerechten Steuern und Fölle sollten aufhören. Jede Schuld sollte getilgt sein, wenn die gezahlten

Zinsen die Höhe des Kapitals erreicht haben. Wild, Wasser und Weide ist im neuen Reich allen Menschen gemeinsam. Die kirchliche Pfriinden, Klöster und Stifte sollten ein geringeres Einkommen behalten, alles überflüssige Kirchengut solle jedoch sozialisiert werden. Fehden und Kriege haben aufzuhören auf daß endlich Ruhe und gesicherte Arbeit im Lande möglich werden. Ihren Namen hatte diese Verschwörung von dem Bundschuh der kreuzweis gebundenen Fußbekleidung der Bauernschaft. Der Hauptorganisator der Bewegung war Jost Frit, geboren in Untergumbach. Zu Anfang des Jahrhunderts war im Brubrain, d. h. in der Umgegend von Bruchsal, der Bundschuh weit verbreitet. Die Aufnahme in den Bund hatte einen religiösen Anstrich, denn der Eintretende mußte öffentlich 5 Vaterunser und Ave Maria beten. Die Fürsten und Herren dieses Gebiets, besonders der Bischof von Speyer, erstickten diese Bewegung mit Waffengewalt und im Blute der Verschworenen, soweit man ihrer habhaft werden konnte. Die Hauptführer, unter ihnen Jost Frit, retteten sich durch die Flucht. Dieser eigenartige Mann, ein diplomatisch kluger Kopf, der einen merkwürdig beherrschenden Einfluß auf alle ausübte, mit denen er in Berührung kam, ließ sich nun im Dorfe Lebersheim bei Freiburg nieder, von dort aus wiegelte er ganz im stillen den südlichen Schwarzwald und die Seegegend, das Elsaß und den Kraichgau auf. Die damals gut organisierten Bettler und Landstreicher leisteten ihm dabei die besten Botendienste. Die Mitglieder der Bewegung hatten ein geheimes Lösungswort, woran sie sich erkannten: viele trugen ein schwarzes H auf rotem Schildchen vornen, ihren Brusttüchern eingenäht. Auch ein Bundesfahne hatte Jost Frit in Heilbronn besorgt. Auf Seidenzeug war die Kreuzigung Christi gemalt; neben dem Kreuz standen auf der einen Seite Kaiser und Papst, auf der andern Maria und der Lieblingsjünger Johannes. Vor dem Gekreuzigten kniete in Andacht ein Bauer. In der unteren Ecke des Fähnleins war der Bundschuh dargestellt in dem die Kreuziaumasszene zog sich ein Spruchband mit der Aufschrift: „Herr, steh' dein göttlichen Gerechtigkeits bei!“ Bevor diese weitverzweigte Verschwörung zum Ausbruch kam, wurde sie entdeckt. Freiburg, wie andere benachbarte Städte und der Markgraf Philipp von Baden schritten mit Waffengewalt ein, die meisten Mädel Führer verloren unter dem Schwerte des Nachrichters ihren Kopf; Jost Frit entkam wieder, dieses Mal in die Schweiz.

III. D

und

Den

erhebung

(Grassch

Die Kl

Launen

mund

schilder

mazen-

Ruh m

und m

Gräfin

auf zu

und S

gleicher

(= Fr

ihnen f

und die

Schaden

von Ni

von ih

Herr, i

Leid rot

3. Der arme Konrad (1514).

Zum Jahre 1514 erhoben sich die Bauern des Herzogs Ulrich von Württemberg, des größten Verschwenders unter den deutschen Fürsten jener Zeit. Diese Bewegung schlug ihre Wellen bis auf heute badisches Gebiet. Zur Ordnung der herzoglichen Finanzen hatten die Räte Ulrichs neben anderen neuen Abgaben auch eine indirekte Steuer auf Fleisch eingeführt, und zwar so, daß man verringerte Gewichte verwenden wollte, die Preise aber die gleichen bleiben sollten wie für das volle Gewicht. Die so indirekt aus der konsumierenden Bevölkerung herausgepreßten Gelder mußten die Metzger an die herzogliche Kasse abführen. Die Empörung gegen diese Finanzkniffe des Herzogs nannte man den armen Konrad. Durch den Landtag in Tübingen, auf dem eine Einigung zwischen den herzoglichen Räten und den württembergischen Landständen zustande kam, wurde dieser Aufstand friedlich beigelegt.



fanden diese Scharen in dem kriegstüchtigen Hauptmann Hans Müller von Sulpenbach, einem Städtchen, das zum Stifte St. Blasien gehörte. Bald dehnte sich dieser Aufstand über den Klettgau und den Hegau aus, und schließlich wurde anfangs 1525 auch Oberschwaben und das Allgäu in diese Bewegung hineingezogen. Die Bauern des ober-schwäbischen Donaurieds schlossen sich unter ihrem Führer Ulrich Schmid von Sulmendingen in dem nach dem Städtchen Baltringen genannten Baltringerhaufen zusammen, die Bauern des Allgäus, unter denen hauptsächlich die Leute der Abtei Kempten zu

klagen hatten, bildeten den Allgäuer- und die Landleute um den Bodensee den Seehaufen.

Der schwäbische Bund, der die meisten weltlichen und geistlichen Herren sowie einige Reichsstädte Schwabens umfaßte und die Standesinteressen seiner Mitglieder wahren sollte, sammelte nun seine

Truppen gegen die aufrührerischen Bauern.

Jetzt schlossen sich zum ersten Male alle diese lokalen Erhebungen zu einem Gesamtaufstand zusammen.

Die materiellen Räte und das Verlangen nach einem menschenwürdigen Leben und nach persönlicher Freiheit waren bis dahin die innersten Beweggründe für die Erhebung der ländlichen Bevölkerung, jetzt kam noch das religiöse Moment dazu. Der Bauer schloß sich der neuen evangelischen Lehre an, die von Geistlichen wie Schappeler in der Memminger Gegend, Hubmaier in Waldshut und Thomas Münzer im Schwarzwald gepredigt wurde — und wie sie zudem von vielen Prädikanten, d. h. gelehrten und ungelehrten Laienpredigern, überall in freier Rede auf den öffentlichen Plätzen der Städte und Dörfer verkündigt wurde; der bedeutendste unter diesen Prädikanten war der Handwerksgefelle Sebastian Lotzer. Dieser neuen Lehre neigten die Bauern aus zwei Gründen zu: Einmal bewiesen die Verkündiger des neuen Evangeliums die sozialen Bauernforderungen aus der Bibel, nach der keine Leibeigenschaft bestehen sollte unter den Kindern eines Vater-

III. Der Bauernaufstand im Schwarzwald und in Oberschwaben und die 12 Artikel.

Den Anfang mit der großen Bauernerhebung machten 1524 die Landleute in den Grafschaften Stühlingen und Fürstenberg. Die Klagen der Stühlinger Bauern über die Launen ihrer Herrschaft, des Grafen Sigismund und der Gräfin Selena von Lupfen, schildert ein zeitgenössischer Bericht folgendermaßen: „Daß sie zudem noch weder Feier noch Ruh möchten haben, vielmehr am Feiertag und mitten in der Ernte müßten sie der Gräfin Schmiedenhäuslein suchen, Garn darauf zu winden, und für sie Erdbeer, Kriesen und Schleben gewinnen und anderes dergleichen tun, den Herren und Frauen werken (= Frondienste leisten) bei gutem Wetter, ihnen selbst aber im Unwetter, und das Gejagd und die Hunde liefen ohne Achtung einiges Schadens.“ Die Bauern des Grafen Friedrich von Fürstenberg sagten mit bitterer Ironie von ihrer Grundherrschaft: „Stürb unser Herr, das Gott wollt, so müßten wir vor Leid rote Kappenzippel tragen.“ Einen Führer

gottes, nach Christi Lehre von der Liebe, die unter den wahren Kindern Gottes herrschen müsse; sodann brauchten die Bauern aber auch die Anlehnung an die in diesen Predigern vertretene höhere Bildung bei der Formulierung und Verteidigung ihrer Forderungen, denen die Räte der Territorialfürsten und Städte mit allen Kniffen des römischen Rechtes entgegenarbeiteten. Die 12 Artikel, in denen diese oberdeutschen Bauern ihre Wünsche und ihr Programm niederlegten, zeigen deutliche Spuren dieses Anschlusses. Aus der Verbindung von praktischem Bauernverstand und theologischer Bildung sind sie hervorgegangen. Und nun zum Inhalt der 12 Artikel! Die Bauern

wollen zunächst freie Wahl des Geistlichen durch die Gemeinde. Vor allem sollen es wahre Geistliche in ihrem Lebenswandel mit einem kraftvollen innerlichen Christentum sein. Von Abgaben und Steuern will die Landbevölkerung in Zukunft nur noch den großen Getreidezehnten leisten, und den nur für den Unterhalt ihrer Pfarrgeistlichen, denn diese Abgabe stehe im Einklang mit dem Alten und Neuen Testament. Alle anderen Steuern lehnten sie jedoch ab. Dabei zeigten sie so viel Mäßigung und Gerechtigkeitsinn, daß sie ehrlich erworbene oder der Gemeinde abgekaufte Zehnten

eben so ehrlich ablösen und die Eigentümer abfinden wollten. Gerade so sollte es mit der Allmende gehalten werden, die sie als Gemeindereigentum betrachteten. Auch die Holznutzung, d. h. das Recht, Brennholz und Bauholz aus dem Walde zu holen, sollte allen Dorfbewohnern in gleicher Weise zustehen. Sodann wollten die Bauern aus der sklavenmäßigen Leibeigenschaft heraus und freie oder doch wenigstens halbfreie Bauern (Zinsbauern) werden. Diese Forderung begründeten sie damit, daß alle Menschen, reich oder arm, durch Christi Blut in gleicher Weise erlöst seien. Doch betonten sie ausdrücklich, daß sie selbst nach der Befreiung aus der Leibeigenschaft ihrer rechtmäßigen Obrigkeit in allem, was billig sei, gern gehorchen wollten. Des weiteren verlangten sie Milderung der allzu-

schweren Lasten bis zu einem erträglichen Maße; die Auferlegung weiterer neuer Lasten lehnten sie ab. Braucht die Grundherrschaft außergewöhnliche Dienste der Bauern, dann wollen sie diese leisten, aber zu einer Zeit, da es ihnen für die Bestellung ihrer eigenen Felder keinen Nachteil bringt und gegen angemessene Bezahlung. Wenn die kleinen Bauerngüthen den übermäßigen Pachtzins nicht mehr aufbringen können, soll eine unparteiische Kommission ehrliche Leute nach genauer Prüfung der Sachlage die richtige Höhe der Abgaben festsetzen. Bei allen Vergehen wollten die Bauern nach Gerechtigkeit, und zwar auf Grund der alten geschriebenen Rechte, aber nicht partiell und



Die Burg des Gtz von Verlichingen.

mäßig sei. Wenn man die jahrhundertelange Bedrückung und Ausjaugung der bäuerlichen Bevölkerung betrachtet, muß man über die Mäßigung und den christlichen Sinn dieser 12 Artikel nur staunen. Die freie Wahl des Geistlichen durch die Gemeinde hat sich später nur im Protestantismus durchgesetzt, die katholische Kirche hat diese Forderung aus inneren Gründen abgelehnt. Die übrigen Programmpunkte der Bauernschaft sind im heutigen Reichstaate schon lange zur Wirklichkeit geworden und für jeden modernen Menschen selbstverständlich.

Zu spät mußten die schwäbischen Bauern und die Schwarzwälder einsehen, daß im schwäbischen Bund vereinigten Grundherrschaften sie nur hingehalten hatten, das Bundesheer der Herren beisammen

Und ab
sie einf
von gi
Bauern
und di
Lauff
Rheinp
Bamber
aus. I
fränk
Aufruh
die Ba
fize un
und in

Der M
In d
getrenn
Bauern
und den
freien
machte
Tage
nehmen
zu dürfen
(de und
un
sogenannt
Todfall
oder die
das Besth
haupt),
verwarf
heim u
sie auf d
entschied
sich auc
als jedem
göttlichen
Recht
zuwider.
Als „Beschl
Hohenl
dieses Pro
gramms er
klärte
ten sich
die Bauern
im Georg
Artikel
ausdrück
lich bere
Pläne
jeden P
unkt ihrer
Forderungen
sogleich
fallen
lassen,
wenn man
ihnen
dergeleg
aus dem
Alten
oder
Neuen
Testament
nachweise,
daß dies
er dem
Worte
und dem
Beygar
Willen
Gottes
nicht
haben.

wegung
wälder
mühen
Geyer,
die vol
lichten
Pro
wollte
Kirch
Territo
selbstän
wie sie
Recht
Thronk
geword
beiden
der fre
dieses
Staat
Spitze
Gleich
niedrig
etwas
Staat w

Und als man mit schweren Strafen gegen sie einschritt, da wollten auch sie nichts mehr von gütlichen Verhandlungen wissen. Die Bauernforderungen wurden jetzt radikaler, und die Bauernbewegung dehnte sich wie ein Lauffeuer auf Elsak, Lothringen und die Rheinpfalz, auf die Bistümer Trier und Bamberg, ja sogar auf Tirol und Salzburg aus. Vor allem aber wurden jetzt auch die fränkischen Lande und der Odenwald in den Aufruhr mit hineingerissen. Jetzt gingen die Bauern allenthalben dazu über, Herrensitze und Klöster zu nehmen, auszuplündern und in Brand zu stecken.

IV.

Der Aufstand in Franken und im Odenwald

In drei anfangs noch örtlich von einander getrennten Landesteilen erhoben sich hier die Bauern. Die sogenannte Landwehr der freien Reichsstadt Rothenburg ob der Tauber machte im März 1525 den Anfang; wenige Tage später folgten die Bauern der mittleren und unteren Taubergegend, die Brennpunkte dieser Gegend waren die Städtchen Mergentheim und Lauda. Anfangs April sammelte sich auch die ländliche Bevölkerung des Odenwaldes und die Untertanen des Grafen von Hohenlohe und bildeten den Neckar-Odenwälder Haufen; der Ballenberger Gastwirt Georg Meßler trat an ihre Spitze. Die Pläne dieser fränkisch-odenwälder Bauernscharen gingen weit über das Programm der Schwarzwälder und Schwaben hinaus. Niemandem dergeleget sind diese Ideen in den sog. Miltenberger Artikeln, die wohl den kurmainzischen Kellner (= Rentamtmann) Friedrich Weygant aus Miltenberg zum Verfasser haben. Den geistigen Führern dieser Bewegung, wie dem Feldschreiber des Odenwälder Haufens, Wendelin Gippeler, und ihrem Feldhauptmann, dem Ritter Florian Geyer, schwebten noch weitere Ziele, nämlich die vollkommene Umgestaltung aller staatlichen Verhältnisse vor Augen. Zunächst wollte man die kirchlichen und weltlichen Territorialfürsten, die in ihren Gebieten als selbständige Herren schalteten und walteten, wie sie wollten, von ihren Thronen und Thronlein stürzen, dann die Vorrechte der beiden anderen Reichsstände, der Ritter und der freien Städte, vernichten. An Stelle dieses alten Ständestaates sollte ein neuer Staat treten, nur mit einem Kaiser an der Spitze und mit rechtlicher und politischer Gleichheit aller Untertanen, ob sie hoch oder niedrig, arm oder reich begütert sind. So etwas Ähnliches wie der moderne Rechtsstaat war das Ideal dieser Männer.

Die weiter Schauenden unter den Bauern suchten deshalb auch mit dem handwerklichen Mittelstand und den niederen Bevölkerungsschichten der Städte Fühlung zu gewinnen, um die dünne, reich begüterte Oberschicht, die Ehrbaren, die allein in den Städten regierten, zu stürzen. Sie wollten dann diese festen Plätze zum Anschluß an die Bauernjache bringen und sie als militärische Stützpunkte verwenden. Neckarfulm und Heilbronn brachten die Bauern in ihre Hände. In Rothenburg ob der Tauber stürzten die breiten Massen des Volkes und die Handwerker das Stadttregiment der Ehrbaren und erzwangen eine Reihe von demokratischen Reformen in der Stadtverwaltung. Weinsberg wurden von den Bauern im Sturm genommen. Das Blutgericht, das an den ritterlichen Verteidigern dieses Städtchens vorgenommen wurde, vor allem an ihrem Führer, dem Reichsgrafen Ludwig Helferich von Helfenstein, den die Bauern durch die Spieße jagten, hatte der gerechten Sache des Volkes am meisten geschadet. Und doch war der Graf an seinem Schicksal mit schuldig. Auf seinem Ritt von Stuttgart nach Weinsberg hatte er alle Bauern niedergemacht, die ihm begegneten. Einen Bauernhaufen, der den Grafen und die Weinsberger zum Anschluß aufforderte, hielt Helferich mit Verhandlungen lange Zeit hin, bis ihm Hilfe aus Stuttgart käme. Als sie dann weiter zogen, fiel er ihnen in den Rücken und tötete viele von ihnen. Dietrich von Weiler, ein Genosse Helfensteins, hatte auf die Abgesandten der Bauern von den Mauern Weinsbergs herab mit Handbüchsen schießen lassen. Einer der radikalsten und rohesten Unterführer des Neckar-Odenwälder Haufens war Fäcklein Rohrbach. Bei seinem Fähnlein weilte auch die schwarze Hofmännin von Böckingen. In grimmer Wut haßte dieses leidenschaftliche Bauernweib die Pracht und Verschwendung sowie das liederliche Leben der Fürsten, der Ritter und der reichen Patrizier in den Städten. In alühender Bredsamkeit hezte sie täglich an den Bauernscharen, und mit dem Rufe: „Gott will es“ segnete sie das Fähnlein Fäckleins. Ohne daß die verantwortlichen Hauptleute des Haufens etwas davon wußten, führte Fäcklein und sein engerer Anhang nach der Einnahme von Weinsberg die Gefangenen aus dem Städtchen. Seine Raubtiernatur lechzte nach Blut. Vergeblich bat die junge Gräfin von Helfenstein, eine Tochter des Kaisers Maximilian, mit ihrem zweijährigen Söhnlein auf dem Arm die Bauern um Schonung ihres

Mannes, verachens bot der Graf 30 000 Gulden für sein Leben. Er wurde in die Spieße gejagt. Melchior Nonnenmacher, der Pfeifer, der dem Grafen in glücklichen Tagen zur Tafel geblasen, und lustig ihm auch auf seinem letzten Gange bis zur Spießgasse aufgespielt hatte, schmierte mit dem Fette des Leichnams seinen Speer und die Hofmännin ihre Schuhe, dann trampelte das entmenschte Weib auf der übel zugerichteten Leiche herum, bis es seine Wut gefühlt hatte. So schrecklich rächte sich hier das erbitterte Volk an dem einen für die tausenderlei Bedrückungen, Quälereien und Strafen, die es jahrzehntelang von den Großen und Herren schweigend erdulden mußte.

Als die anderen Führer des Haufens diese Bluttat erfuhren, mißbilligten sie das Vorgehen Jäckleins aufs schärfste.

Aber nicht nur die Städte, auch die Ritter wollten man der neuen Bewegung zuführen, ja, die gemäßigten Elemente suchten sogar einzelne Fürsten auf ihre Seite zu ziehen. So brachte man die Grafen von Hohenlohe und von Bertheim zum Anschluß; vielleicht wollten die Bauern auch deshalb den Ritter Götz von Berlichingen zu ihrem Hauptmann wählen, weil er ihnen zu Schönthal gesagt hatte, „er vermöge die Edelleute zu ihnen zu bringen“. Jedenfalls war die Haltung „des Ritters mit der eisernen Faust“ bei den Anschlußverhandlungen und in den vier Wochen seiner Feldhauptmannschaft mehr wie zweifelhaft. Florian Geyer, entschieden der beste militärische Führer der Bauern, verließ mit seinen Kerntrouppen, der glänzend geschulten und organisierten „schwarzen Schar“, nach der Bluttat von Weinsberg den Neckar-Odenwälder Haufen, sei es nun aus menschlicher Abneigung vor der Tat Jäckleins oder weil er als ehrlicher, treuer Freund der Bauern die unehrliche Haltung und den schwankenden Charakter Götzens in tiefster Seele haßte.

Bald zieht der Neckar-Odenwälder Haufen nordwärts ins Gebiet des Erzbischofs von Mainz. Der damalige Erzbischofsverweser, Bischof Wilhelm von Straßburg, erkaufte sich im Aschaffener Vertrag die Schonung

der mainzischen Güter und Burgen für 15 000 Gulden.

Inzwischen hatte der Tauberhaufen ihr, der Taubertal und den anliegenden Gebiete Memminger Schösser, Burgen und Klöster eingenommen, ausgeplündert und die meisten niedergebrannt. Auch die Abtei Bronnbach wurde damals von den Bauern vollständig aus dem Lande raubt. Das feste Schloß zu Oberlauda an der Donau, von dem würzburgischen Obervogt Philipp von Niedereck tapfer gegen die Bauern gehalten, wurde bis der Bergfried brannte, in den sich die Besatzung zurückgezogen hatte. Da mußte man sich ergeben, aber nur mit genauer Besatzung gelang es den Besatzern unter den Bauern die erregte Masse von der Hinrichtung der gefangenen Herren zurückzuhalten. Der hochschwangeren Frau des Obervogtes sowie ihren kleinen Kindern riß die wilde Menge die Kleider vom Leib und jaute sie hinaus ins Elend.

GÖTZ V. BERLICHINGEN



MIT DER EISERNEN HAND

Die bedeutenderen Städte dieser Gegend wie Tauberbischofsheim, Buchen, Walldürn, Weinsberg usw. schlossen sich nun, mehr oder weniger gezwungen, den aufständischen Bauern an, wo ein der Graf von Bertheim lieferte ihnen seine besten Geschütze aus.

In den Gebieten des Pfalzgrafen verhielten die Bauernbewegung zuerst in sehr gemäßigten Formen, weil Pfalzgraf Ludwig an seine Amtsleute und Bötze die Weisung hatte gehen lassen, man solle in der Beitreibung der Abgaben möglichst schonend vorgehen und einstweilen flug nachgeben, bis die Fürsten die nötigen Truppen zur Verfügung hätten. Das gleiche Rezept empfahl der Pfalzgraf dem Fürstbischof Konrad von Würzburg. Doch dieser war halsstarrig, trotzdem die Bürger der Stadt sich gegen sein Regiment überall aufzulehnen begannen. Er zog sich auf sein festes Schloß, die Taubertal, zurück, bis der Neckar-odenwälder Haufen und der Tauberhaufen vor seiner Festung erschienen und die meisten Bewohner der Stadt zu den Aufständischen übergingen. Da überging ließ der Bischof die Festung seinen Kriegerleuten zur Verteidigung und floh zum Pfalzgrafen nach Heidelberg.

urgen 17. Der Sieg der Herren über die Bauern.

Am 7. März 1525 hatten sich die Baltringer, Seehausen und die Allgäuer zu Remmingen in einem gemeinsamen Vertrag angenommen. Am gleichen Tage schloß sich der schwäbische Bund das letzte Drittel nieder. Die Bauern wurden gegen die aufständischen Truppen aufgebieten. Bei Leipheim an der Donau, einige Stunden östlich von Ulm, wurde die Schlacht zwischen den Bauern und den Truchsessern unter Führung des Truchsesses Georg von Waldburg geschlagen.

Da mußte sich die Bauernschaft unterwerfen. Ein Verbot wurde erlassen, das die Bauern zu weiteren Aufständen verpflichtete.

Nachdem der Truchsess von dieser bei Würzburg die Gefangenen seiner eisenen zurückzuführen, zog er gegen den Oberst Seehausen, der bei Weingarten in der Nähe von Ravensburg die Kleider eine strategische Stellung einnahm. Eine Stunde entfernte fand der Allgäuer Haufen, 6000 Mann stark, bereit zum Angriff auf die Bündischen. Doch Georg von Waldburg kannte seine Gegner. Hier, wo ein Waffengang ihm bedenklich schien, verhandelte er mit den Bauern. Und diese lie-

fen ihm wirklich ihre Fahnen aus, lösten ihre Verbände auf und gingen heim, nachdem sie in einem Vertrag die Zusage erhalten hatten, daß in Zukunft alle Streitigkeiten zwischen ihnen und ihren Grundherrschaften durch ein Schiedsgericht beigelegt werden sollten. Bei Weingarten, wo die Bauern die Möglichkeit eines großen Sieges über den Bund hatten, fehlte ihnen bei der jahrhundertlangen Gewöhnung an die Knechtschaft und bei dem übertriebenen Respekt, den sie vor dem kriegerischen Können ihrer Herren hatten, der Mut und die Entschlußfähigkeit, die Entscheidung zu wagen.

Schon wollte sich der Truchsess gegen die Pfälzer wenden, da wurde er von seinen Freunden dringend in die Stuttgarter Gefangenschaft gerufen, um den gefährlichen Aufstand dortigen Landbevölkerung niederzuwerfen. Auch hier hatte der Truchsess wie bei Würzburg mit den Bauern unterhandelt, um

sie sicher zu machen, dann fiel er plötzlich über sie her. So wurden diese, 12 000 Mann stark, am 12. Mai 1525 von den Bündischen Truppen zwischen Böblingen und Sindelfingen in einem grausigen Blutbad fast völlig vernichtet. In Sindelfingen geriet Melchior Konnenmacher in die Hände des Truchsess. Mit einer eisernen Kette band man ihn an einen Apfelbaum, so daß er zwei Schritte Spielraum um den Stamm hatte, dann wurden rings herum anderthalb Klafter

trockenes Brennholz aufgeschichtet und angezündet. „Es war Nacht; im weiten Lager lärmte das Zechgelage der Sieger; um den gebundenen Weiser im Ring frohlockten die Edeln, und der Holzstoß schlug in Flammen auf, in dessen Feuerkreis der Unglückliche den Herren zum Gelächter schnell und schneller umlief, — fein langsam gebraten. Lange lebte er, schwitzend und brüllend vor Qualen; Bilder des Entsetzens, weiß wie Stein standen die anderen Gefangenen; endlich schwieg er und sank zusammen.“ Das war ein Beispiel, welche teuflische Rache die Adligen an den Bauern zu nehmen mußten. Acht Tage später geriet Säcklein Rohrbach in die Hände des Truchsess und mußte den gleichen fürchterlichen Tod erleiden.

Darauf zog Herr Georg nach Weinsberg. Dort traf er nur Frauen und Kinder an. Wendelin Hippler hatte sich mit der etwa 2000 Mann starken Bauernschar der Weinsberger Gegend nach Franken zurückgezogen. Frauen und Kinder wurden von den Bündischen aus der Stadt herausgeschleppt und diese dann mit allem Hab und Gut, samt dem Vieh in den Ställen vor den Augen der Unglücklichen niedergebrannt.

Im Hauptheer der fränkischen Bauern vor der bischöflichen Feste zu Würzburg lief nun eine Schreckensnachricht nach der anderen ein. Den lothringischen Bauernhaufen, die sich in Zabern gegen die Truppen ihres Herzogs verteidigten, hatte dieser freien Abzug vertraglich zugesichert, als aber die Bauern am 17. Mai die Stadt ohne alle Waffen ver-

Georg von Truchsess



Gen. der böse Jörg

ließen, wurden sie vor den Toren von den Landsknechten des Herzogs alle miteinander niedergewacht.

In dem Gebiete des Pfalzgrafen Ludwig war trotz der klugen Politik dieses Herrschers der Aufstand doch noch losgebrochen. Jetzt vereinigte sich das schwäbische Bundesheer mit den Pfälzertruppen und beide nahmen Bruchsal, den Mittelpunkt des dortigen Aufstandes, und bald war auch der Aufruhr in der eigentlichen Pfalz niedergeworfen.

Verstärkt durch die Truppen des Pfalzgrafen, wandte sich Georg Truchseß nun nach Franken, wo die Bauern immer noch vor der

Marienfeste lagen. Die Reissigen des Würzburger Bischofs waren bereit, die Festung auf dem Frauenberg zu räumen, wenn man ihnen einen ehrenvollen Abzug bewilligte. Vergebens mahnten Götz von Berlichingen, Florian Geyer und Graf

Georg von Wertheim die rabiaten Massen, diese Bedingungen anzunehmen. Die Bauern wollten an der Besatzung ihren Mut fühlen und schritten zum Sturm auf die Festung, aber zweimal wurden sie unter den schwersten Verlusten zurückgeworfen. Da kam man im Kriegsrat der Bauernführer auf den unglückseligen Gedanken, die Truppen zu teilen. Der Odenwälder Haufen sollte, verstärkt durch den Tauberhaufen, den heranrückenden Truppen des schwäbischen Bundes entgegenziehen. Die Franken wollten die Belagerung der Marienburg allein weiterführen. In der Not der Bauern zeigte Götz von Berlichingen sein wahres Wesen. Auf diesem Zuge verließ er heimlich die Bauern, äußerlich allerdings mit dem Scheine einer gewissen Berechtigung, weil am Tage seiner Flucht die vier Wochen abgelaufen waren, für die er sich zu ihrem Feldhauptmann verpflichtet hatte. Auch Graf Georg von Wertheim

kehrte sich um diese Zeit von den Bauern ab, wohl in der Erkenntnis, daß diese so wenig geschulten Massen bei dem Mangel einer straffen einheitlichen Leitung wohl kaum noch einen nennenswerten Erfolg erreichen konnten.

Bald rückte das Fürstenheer aus der Hohenlohischen über Möckmühl gegen die Aufständischen heran. Auf diesem Zuge ließ der Truchseß alle Dörfer in Brand stecken und alle Bauern, die man erwischte, an den nächsten Bäumen aufhängen, weil es ab bald an Stricken fehlte, enthauptete man die Gefangenen und warf die Leichen an die



Königshofen a. d. Tauber

Blick in die Kirchgasse; zwischen Lindenbaum und Kirche alter Zehntspeicher.

Sträße. Ballenber wurde der Wirtshaus zum Dchse das Geor Meßler ge hörte, aber rochen u vor dem

Toren de Städtchen verbrannt Als die Bauern, in Krau heim star den, das fuhren, gen sie Eilmärsch nach der

Tauber zurück. Bei Königshofen a. stieß am 2. Juni das schwäbische Bundesheer auf die Aufständischen, deren Zahl 8000 Mann betrug. Diese zogen sich an die nächste Anhöhe zurück und nahmen an einen alten Wasserturm eine recht günstige Stellung ein. Gegen die gefürchteten Reissigen des Truchseß deckten sie sich durch, daß sie hinter ihren Linien die Fuhrwerke zu einer festen Wagenburg sammenschoben. Die Truppen der Bismarschen waren 13 000 Mann stark. Unter den vielen Geschützen waren zwei große „Stüde“, die 80 Pfund schossen. Im Heere der Bismarschen weilten auch Pfalzgraf Ludwig und Bischof Konrad von Würzburg. Die Bauern hatten nicht weniger als 47 Geschütze, aber ihre Salven waren ohne rechte Wirkung wohl deswegen, weil die Büchsen- und Geschützmeister kurz vor Beginn der Schlacht sich davongemacht hatten. Als die Reissigen des Truchseß ihre Gegner in der Flan

packten, die sich ihre in Sippl Geschlagenheimer niederge Marienbu bei Kön Bauern hauptman zend gefe ichen Bur Schlacht genomme der Wal entkomm Hände Sieger d noch 500 ichen der stellten, Befehl d schossen Bald der den kommen Sulzdorf Florian auch sie Truchseß Geyer w gen Sch das nun schossen erfürmt mit wer Ende die gehen d einander auf die Rimpar bara er halb un lange di Florian um sich Standes Gegen mas M Mai die der Lan zogen. thüringi Münzer. Herren aefoltert hauptet.

vackten, da flohen diese; vor allem machten sich ihre Führer, Georg Mezler und Wendelin Hippler, aus dem Staube. Die Reste der Geschlagenen zogen sich in das nahe Saittheimer Wäldchen zurück, wo die meisten niedergemacht wurden. So rächte es sich jetzt bitter, daß man die Uebergabe der Marienburg nicht angenommen hatte. Wenn bei Königshofen die gesamte Macht der Bauern und ihr kriegerischer Feldhauptmann Florian Geyer mit seinen glänzend geschulten Landsknechten dem schwäbischen Bunde entgegengetreten wären, hätte die Schlacht vielleicht einen anderen Ausgang genommen. Etwa 6000 Bauern waren auf der Walfstatt geblieben und nur 600 waren entkommen, ihr ganzes Lager fiel in die Hände der Bundestruppen, und als die Sieger das Schlachtfeld absuchten, fand man noch 500 nicht verwundete Feinde, die zwischen den Gefallenen lagen und sich tot stellten, um so ihr Leben zu retten. Auf den Befehl des Pfalzgrafen wurden sie alle erschossen und niedergestochen.

Bald sollte auch den fränkischen Haufen, der den Brüdern bei Königshofen zu Hilfe kommen wollte, sein Schicksal erreichen. Bei Sulzdorf, in der Nähe von Siebelstadt, wo Florian Geyer seine Burg hatte, erlagen auch sie den Reitern und dem Fußvolk des Truchseß und des Pfalzgrafen. Florian Geyer warf sich mit den Resten seiner schwarzen Schar in das feste Schloß Ingolstadt, das nun von den Bündischen zusammengebrochen und dann unter schwersten Verlusten erstürmt wurde. Florian Geyer entkam mit wenigen seiner Getreuen. Ueber das Ende dieses berühmten Bauernhauptmanns gehen die zeitgenössischen Angaben auseinander. Wahrscheinlich ist Florian Geyer auf die Burg des Ritters Grumbach bei Rimpar geflohen, mit dessen Schwester Barbara er verlobt war. Grumbach hatte es halb und halb mit den Bauern gehalten, solange diese die Macht hatten; jetzt ließ er Florian Geyer durch einen Knecht ermorden, um sich dadurch wieder die Gunst seiner Standesgenossen zu erwerben.

Gegen die thüringischen Bauern, die Thomas Münzer anführte, waren schon Mitte Mai die mitteldeutschen Fürsten, besonders der Landgraf Philipp von Hessen, ausgezogen. Bei Frankenhäusen wurde der thüringische Haufen am 24. Mai vernichtet. Münzer, welcher nach der Schlacht den Herren in die Hände fiel, wurde zweimal gefoltert und dann mit dem Schwerte enthauptet.

Ueber die fränkischen Gaue erging allenthalben ein schreckliches Blutgericht des siegreichen Adels. In Würzburg wurden 60 Personen hingerichtet. Im Ansbachischen ließ der Markgraf Kasimir allein in dem Städtchen Kitzingen 60 Bürgern die Augen ausstechen.

In den pfalzgräflichen Landen waren, begünstigt durch die Abwesenheit des Landesfürsten und seiner Truppen, die Unruhen von neuem ausgebrochen. Jetzt eilte Pfalzgraf Ludwig in sein Land zurück, und im Bunde mit den Truppen des Bischofs von Trier schlug er die Aufständischen bei Pfeddersheim. Auch in der Pfalz hielt der Nachrichten reiche Ernte unter der unglücklichen Bevölkerung.

Noch in Franken erreichte den Truchseß der Befehl, durch Württemberg ins Allgäu zu ziehen, wo die Bauern den Weingartner Vertrag für nichtig erklärt und sich wieder erhoben hatten. Als die Bündischen Truppen herankamen und noch 3000 Mann des Landsknechtshauptmanns Georg Frundsberg zu ihnen stießen, da liefen die meisten Bauern des etwa 20 000 Mann starken Allgäuer Haufens auseinander, die anderen ergaben sich auf Gnade und Ungnade. Auch hier mußte das arme Land ein schreckliches Strafgericht über sich ergehen lassen. Mitte Juli unterwarfen sich nun die Stühlinger, welche den Anfang mit den Bauernunruhen gemacht hatten. Ihrem Beispiele folgten die Hegauer. Der Habsburger Erzherzog Ferdinand einigte sich bald darauf gütlich mit den Bauern des Sundgaus und der vorderösterreichischen Lande, und nach einem nochmaligen kurzen Aufflackern des Aufstandes im Nettgau kehrte Ende 1525 die Ruhe allenthalben wieder ein.

VI. Das Ergebnis des Bauernaufstandes.

Die großartigste aller Bauernerhebungen war durch die Zerplitterung der Kräfte, durch die Kurzsichtigkeit und Uneinigkeit der Bauern und durch den Mangel einer zieleicheren Führung in sich zusammengebrochen. Und was war nun das weitere Los der Bauern? Viele Grundherrschaften kühlten jetzt ihren Mut an den Bauern, und das Los dieser Armen war schlimmer als zuvor. Andere Herren hatten aber aus den Schrecken des Jahres 1525 und aus dem Brande der Schlösser und Burgen, der Stifter und Abteien gelernt und zeigten den Bauern Entgegenkommen. Im Stühlingerischen milderte der Graf von Lupfen die Fronen so-

wie den Forst- und Wildbann. Der Truchseß gestattete seinen Untertanen freie Heirat und hob die Steuer des Hochzeitsgeldes auf ewige Zeiten auf. Der Abt von Kempten stand seinen Bauern sogar das Beschwerderecht an den schwäbischen Bund zu, durch den dann wirklich die drückendsten Lasten der Bauern aufgehoben wurden. So hatte das

Schreckensjahr 1525 mancherorts auch etwas Gutes für spätere Zeiten geschaffen; da viele Blut war doch nicht ganz umsonst geflossen; wenn auch die Leibeigenschaft der Bauern in den deutschen Landen erst Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts von den regierenden Fürsten ganz aufgehoben wurde.

L. Sch

Anno Domini 1525

von Anton Sack.

1.

Ein Kreuzstein steht am Wege
Bei rotem=rotem Klee —
Die sommerliche Erde,
Was trank sie Blut und Weh!

2.

Ein Bauernheer, ein
Stolzes,
Das stand auf
breitem Plan
Mit Macht und Mut
und konnte
Die Fürsten nit
bestan.



3.

Die Sonne sank
hinunter,
Diertausend bliebe
tot.
Laut klang der
Witwen Schluchzen
Laut schrie der
Waisen Not.

4.

O düstre Zeit der Rache,
Der Frohne und der Schmach —
Wann steigt der Freiheit Sonne,
Wann strahlt der helle Tag? . .





Grüß dich Gott/mein Badnerland

Heimatlied

(Volkslied)

Traute Heimat, meine Wonne,
 O, wie lieb ich dich so sehr,
 Wo die schöne Frühlingssonne
 Lächelt um mich her!
 Nirgends in der ganzen Welt
 Mir's so wohl gefällt!

Diese Täler, diese Berge —
 O, wie heimisch sind sie mir!
 Himmelan schwingt sich die Lerche
 Jubelt, Gott, ein Loblied dir.
 Lerche singst sonst nie so schön
 Wie auf unsern Höhn!

Heimat, könnt' ich je dich meiden
 Und in weite Ferne gehn
 Heimat, von dir sollt' ich scheiden
 Und dich niemals wiedersehn!
 Nein, dich laß' ich nimmermehr;
 Nichts freut mich so sehr!



Ein Gang durch das untere Taubertal.

(1865.)

Von Wilhelm Heinrich Riehl.

Im Nachfolgenden bringt der Kalendermann den Schlußteil eines kulturgeographischen Aufsatzes von Riehl über das Taubertal zum Abdruck. Das Buch, in dem der „Gang durch das Taubertal“ steht, ist seit Jahren vergriffen; so werden wohl viele Leser (namentlich des Taubergrundes) diese Wiederveröffentlichung begrüßen.

Es ist schon lange her, seit der große Kulturhistoriker den „Gang durch das Taubertal“ getan hat. Seine Darstellung ist berühmt geworden — das Beste geblieben, was bis heute über das „Hinterland“ geschrieben wurde. Viele Einzelzüge des Bildes stimmen freilich nicht mehr ganz, denn die Zeit ist weitergeeilt, Land und Leute haben sich auch an der Tauber in manchem gewandelt. Wenn da der erneute Abdruck zugleich zu einem lehrreichen Rückblick und für manchen Veranlassung kritischen Vergleichens wird, kann das von Schaden sein? —

Doch lassen wir den Meister nun selber sprechen!

Im mittleren Taubertal (Mergentheim, Königshofen, Tauberbischofsheim) herrscht der regste Verkehr, und weht inmitten alter Ruinen und altfränkischer Typen der Odem des frischen gegenwärtigen Lebens, im obern überwiegt die Geschichte.

Tauberbischofsheim ist enger, dunkler, altertümlicher angelegt als das freundliche Mergentheim; aber es verjüngt sich und wird wohl in wenigen Jahrzehnten, trotz seines burgartigen Schlosses, seiner gotischen Kirche und Sebastianskapelle, eine halbwegs neue Stadt geworden sein. Mit Ueberraschung entdeckt man hier, daß es an der Tauber auch Städte gibt, die nicht aussehen, als seien sie aus Münsters „Kosmographie“ geschnitten, — Städte, die ihren Wall bereits in eine Wallpromenade verwandelt und ihre buckelige Tauberbrücke (die Creglinger trägt in diesem Stück den Preis davon, zum Entzücken des Malers und zur Verzweiflung aller Fuhrleute) durch einen breiten und ebenen, völlig modernen Brückenbau ersetzt haben. (Diese Brücke sollte 1866 im Preußenkriege zu einer traurigen Berühmtheit kommen.) Ja, es gibt sogar monumentale Neubauten in dieser Gegend: ein neues Rathaus und ein neues Gymna-

sium entstehen soeben in Tauberbischofsheim, ein Krankenhaus von reicher und zierlich architektonischer Wirkung ist fast vollendet, eine neue gotische Kirche schmückt das Tal weiter abwärts bei Werbach, und ein romanischer Kirchenbau, von Gärtner in München spiegelt sich in der Mündung der Tauber bei Wertheim.

Wie man sagen kann, daß rheinische Naturschönheit bis Feilbronn nedaraufrwärts steigt und an der Rhein gleichsam ein Stück Wegs in Neckartal hineinschaut, so schaut auch die Main bis gegen Werbach ins Taubertal.

Der unterste Teil der Tauber ist der einsamste: die Dörfer liegen weit auseinander, die Hauptstraßen lenken seitab ins Land hinein, die Berge rücken enger, höher zusammen, rechts und links bis zur Talsohle in Wald bedeckt, während sonst an der Tauber meist nur die Höhen des linken Ufers in Wald bekrönt sind.

Das regste Leben in der Vergangenheit gehörte der oberen Tauber an, das regste Leben in der Gegenwart gehört der mittleren, die unterste Strecke war zu allen Zeiten die einsamste. Freilich ist Wertheim die Mündungsstadt, weitaus volkreicher und wirtschaftlich entwickelter, als alle anderen Städte an der Tauber. Allein das ist nicht als Mainstadt, nicht als Tauberstadt. Die beste Wertheimer Wein wächst am Main, in Schiffahrt und Handel folgen dem größeren Fluß.

Zwischen Werbach und Wertheim dagegen können wir noch stundenlang durch ein enges Wald- und Wiesental wandern und sehen nichts als idyllische Naturschönheit. An der ganzen übrigen Tauber fesselt uns vorab der Reiz der Staffage, der malerischen Dörfer und Städtchen, und dann erst der Hintergrund der Landschaft.

Doch muß man sich diese Einsamkeit nicht gar zu einsam vorstellen — dafür sind wir in Mitteldeutschland, und die Idylle nicht gar zu idyllisch — dafür sind wir im Großherzogtum Baden. Es zieht eine treffliche Landstraße durch das stille Tal, auf der Wegweiser lesen wir in Dezimalen, wie weit es zum nächsten Dorfe ist, und die Bauern wissen also hier ohne Zweifel sämtlich, daß 6,6 Stunden nicht 66 Stunden sind. An der württembergischen Tauber

rechnet de
der Uhr
und an d
nicht.
Die K
bäume h
allein do

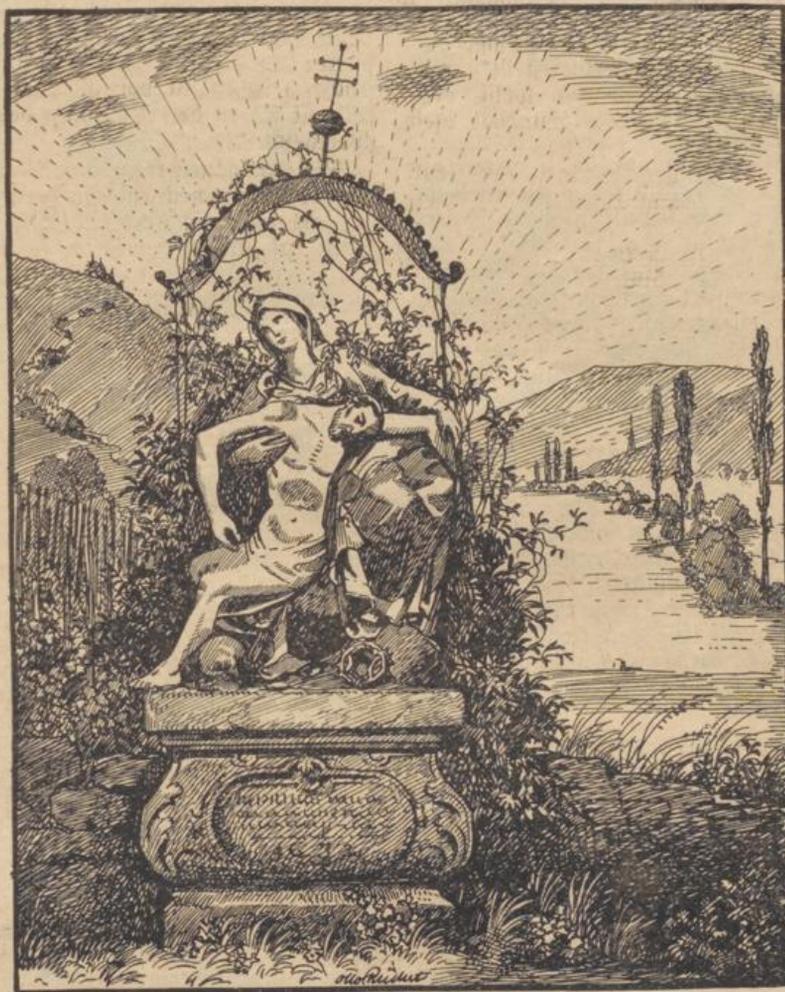


mend);
Sache r
Werbach,
und sein
kessel sch
atmet be
trägt jed
mer, sch
Nummer

rechnet der Wegweiser noch volkstümlich nach der Uhr zu Viertel- und halben Stunden, und an der bayrischen Tauber rechnet er gar nicht.

Die Kulturzone der nummerierten Apfelbäume beginnt zwar schon bei Mergentheim, allein doch erst sporadisch (vereinzelt vorkom-

Strassenlänge geordnet. Denn der moderne Staat verschenkt seine Äpfel nicht, sondern er versteigert sie. Die Nummern kommen aber auch im Bayrischen vor, gegen Würzburg hinüber. Allein die Bayern sind doch noch ein wenig zurück; sie haben ihre Bäume nur gemarkungsweise ganz einfach nummeriert



Otto Rückert.

Blick ins Taubertal.

send); an der badischen Tauber wird die Sache rationell und zum System. Unter Werbach, wo der rote Sandstein zutage bricht und seine Waldberge quer gegen den Talkeffel schiebt — hier, wo der Wanderer aufatmet bei dem Bilde reiner Naturromantik, trägt jeder Chausseebaum seine eigene Nummer, schwarz auf weiß in Delfarbe, und die Nummern nach den Dezimalsteinen der

wie die Fiafer und ohne Rücksicht auf die Länge des Erdhalbmessers, Metermaß und Dezimaleinteilung der Straßenlinie.

Die Wiesen des einsamen unteren Taubertals sind gut gepflegt, vielfach kunstvoll bewässert; bei Bischofsheim hat man den ganzen Fluß zugunsten der Wiesenkultur in einen geradlinigen Kanal verwandelt und bei Bronnbach sogar einen Bach über die

Tauber geführt, damit er hier noch einmal die Wiesen wässere und also am rechten Ufer münde, während er am linken Ufer entspringt. Das ist doch Kunst in der Natur.

Kräftige weitgedehnte Eichenbestände bilden den Wald dieses unteren Taubertals; sie erinnern schon an den nahen Speffart. Allein die forstwirtschaftliche Pflege schaut uns überall aus dem Dickicht entgegen, und wir denken darum hier im Eichenschatten weit eher an die wunderschönen eichenen Fafdauben und Bohlen, welche im Wertheimer Hafen verladen werden, als an den germanischen Eichenwald. Dieser Gegensatz überraschender Kultureindrücke inmitten der schweigenden, reinen Naturschönheit wird sich aber noch viel schärfer zuspitzen, wenn einmal die Eisenbahn fertig sein wird, welche hier mit Tunneln, Durchstichen und Dämmen das Tal gar mannigfach durchschneidet. Allein, wenn dann auch der Weg durch den Berg führt, wie der Bach über den Fluß, und wenn neben den numerierten Apfelbäumen Bohnen an allen Telegraphenstangen sich aufranken, so wird doch mit der einsam schönen Landschaft ein Drittes sein Recht noch immer behaupten: allerlei verstoßener Schmuck von Kunst und Geschichte. Gamburg mit seinem Schloß und seiner alte Mühle wird malerisch bleiben; Niklashausen historisch denkwürdig, und Bronnbach wird wohl gar noch mehr als jetzt eine Quelle des Studiums und der Erbauung für den Architekten und Kunsthistoriker werden. Diese Reliquien wirken aber um so poetischer, weil sie so heimlich versteckt liegen.

Wer vor der ehemaligen Ritzerzierserabtei Bronnbach um die Waldecke biegt, der erwartet wohl kaum hier im engen Tal den Mittelpunkt eines Oekonomieguts von nahezu 2500 Morgen Flächengehalt zu finden mit hochentwickelter Viehzucht und einer auf die Ausfuhr arbeitenden Brauerei. Wer sich dann aber die Wirtschaftsgebäude in ihrer weiland flösterlichen Rokoko- und Zopfspracht näher betrachtet, den überrascht wiederum innerhalb dieser verblichenen Herrlichkeit ein wahres Kleinod reiner und echter mittelalterlicher Kunst, die Abteikirche. Sie ist ein wenig gefannter, aber sehr kennenswerter spätromanischer Bau, dreischiffig, mit langem Chor und kurzen Querschiffen, das Mittelschiff bereits von ursprünglichen Kreuzgewölben überspannt, der Chor im Halbkreis abschließend, außen mit einem höchst originellen Rundbogenfries geschmückt, das Ganze einheitlich durchgeführt bis hinauf zu den beiden Dachreitern, welche, was gewiß selten

ist, noch unverfehrt die romaniſche Ordnung tragen. Das Innere ist zwar mannigfach verzopft, dennoch aber im wesentlichen wohlherhalten. Der Bau als solcher entgeht der Zerstörungswut des 16., wie der Verbesserungswut des 17. und 18. Jahrhunderts und der innere Schmuck — bis jetzt wenigstens — auch der Wiederherstellungswut des 19.

In Bronnbach rühmt man das Bier in Niklashausen den neuen Fünfundsechziger, der hier wie anderwärts alle Gänge unserer Zeit übertreffen soll. Der rühmteste Niklashäuser ist aber doch der 1475er, ein Revolutionswein. Damals wurde der Wein am Main und an der Tauber besprochen und wohlfeiler als seit Menschen-gedenken. Wie er nun im folgenden Jahre recht vergoren und das stärkste Jugendfein gewonnen hatte, da strömten die Leute Tausenden hier zusammen, lagerten sich in Felde ringsum und schlugen Wirtsbuden auf um zu trinken und die Predigt des Hirt und Bauenschlagers Henselin zu hören, in Ermangelung einer besseren Rednerbühnen Kopf zum Dach eines Bauernhauses herausstreckte und, wie Johann Herold, der Haller Chronist, sagt, heftig eiferte „wider die Obrigkeit und Alerisei, auch wider den Schub, ausgeschnittene Goller und lange Haare“. Diese Rede war auch ein junges Wein, aber noch etwas unvergoren. Und den Zuhörern arbeitete der vergorene Fünfundsechziger und dieser unvergorene Sechundsechziger durcheinander, sie bereuete ihre Sünden und noch mehr das „trockne Glend“ (wenn einer großen Durst und nicht zu trinken hat), und trugen Schmuck, Kleider, Haare, Schuhspitzen, Geld und Kerzen in die Kirche, welche noch als ein verwitterndes gotischer Bau am Plake steht. Da aber der Tauberwein feurig ist und leicht herauszuholen, doch ebenso rasch auch wieder verfliegt, wären (nach Herolds Zeugnis) viele, oft bis auf Hemd entkleidet, gern wieder umgekehrt und hätten ihre Kleider wieder geholt. Allein der Rausch, welchen die Gleichheit predigt jenes Propheten des Bauernkriegs in den Köpfen der großen Menge entzündet blieb dennoch nachhaltiger, als der verdamfende Weinrausch, und so ward denn befamlich die Fache erst später in Würzburg gemacht, wo die Bauern von den Reissigen des Bischofs zersprengt und erschlagen wurden, der Bauer aber verbrannt und seine Asche den Main gestreut.

Auch heuer, wo der Wein wieder so besprochen ist, strömte in der zweiten Oktobe-

woche eine große Menschenflut das stille Tal der unteren Tauber hinab, aber nicht nach Milshausen, sondern nach Wertheim zu einem landwirtschaftlichen Feste des Taubergaues". Das Fest soll äußerst fröhlich und gelungen gewesen sein, und man pries besonders die anmutige und lehrreiche Vorführung der Bodenprodukte und der Betriebsamkeit des Tales auf den malerisch geschmückten Festwagen. Ich kam umerschuldet um einen Tag zu spät und sah also nur die Trümmer des Festes. In Dertingen (zwischen Wertheim und Würzburg) stand ein Festwagen, abgeladen bis auf einen Kranz fruchtbehänger Rebstöcke, welche wie zu einem Weinberg hinaufgepflanzt waren. Neben einem Spruch vom Segen des Fleißes trug er die Aufschrift:

„Gott gibt alles der Betriebsamkeit". Und bei Reicholzheim hatte ich Tages zuvor einen andern solchen Wagen gesehen: er lag umgestürzt im Graben, die Stränge zerrissen, der Schmuck und Aufbau von Werbacher Bruchsteinen umhergestreut. Der Fuhrmann mit verbundenem Kopfe trieb vergebens vier Pferde an, um ihn wieder emporzuheben, und ein Festgenosse oder zwei hatten bei dem Sturze den jähen Tod gefunden. Die Aufschrift „Festwagen", welche aus den Trümmern weithin lesbar hoch aufragte, machte einen schaurigen Eindruck. Ein achtzehnjähriger wandernder Schneidergeiße stand bei der Gruppe und hielt eine Standrede: wie gewiß der Ausgang aller irdischen Lust, wie gewiß aber der Tod sei. — Aber darin zeigte sich Wertheim heute

im hellsten Licht einer Rhein- oder Main- und Weinstadt, daß ein neues Fest, und zwar ein Fest der Arbeit, die Abspannung des gestrigen Festes niederschlug. Gestern galt es dem Taubertal und heute dem Main. Die besten Wertheimer Weinberge liegen am jenseitigen Mainufer. Und von da drüben

schallten jetzt die Freudenschüsse und die Jubelrufe der Winzer. Es war Weinlese. Große Mainschiffe, die bei dem niederen Wasserstande jetzt Ferien hatten, fuhren herüber und hinüber, als seien es kleine Rachen, mit Menschen, Säfern, Butten und Tragfusen bis zum Rande belastet.

Das bunteste wimmelnde Leben entfaltete sich abends jedoch auf der Tauber. Sonst nicht schiffbar, bildet sie bei der Mündung einen Hafen für die Mainschiffe. Und gerade dieser Mündungswinkel ist so

wunderschön! Die schwarze überdachte Holzbrücke der Tauber im Vordergrund, die Taubervorstadt mit ihrer neuen Kirche zur Rechten, die Mainstadt mit den Hafentürmen, mit ihrer alten gotischen Kirche und den großartigen Trümmern des Bergschlosses in der Mitte, die jenseitige Vorstadt Kreuzwertheim zur Linken — das alles gibt ein Gesamtbild von solcher Fülle und Pracht des malerischen Aufbaues, daß man es wohl, wie schon viele getan, mit Heidelberg vergleichen darf.

Und gerade an diesem reizenden Punkt sammelten sich die meisten weinbeladenen Schiffe und landeten am Tauberufer, wo der Most aus den Butten in die Fässer gefüllt, auf Wagen oder auf Tragfusen geschafft



Otto Rückert.

Burg Wertheim.

und hüben wie drüben durch die geschäftig wimmelnde Menge zur Stadt gefahren wurde.

Das war mein letzter Blick auf die Tauber. Der letzte Eindruck war reiches, frohes Arbeitsleben inmitten einer ewig jugendlichen

Natur und alter Denkmale und Trümmern verunkelter Menschengeschlechter. Westwärts wo der Main zum Rheine zieht, verglühbt die Sonne, und nach einem Gang von der Franzenhöhe durchs Taubertal herab ist Wertheim bereits eine Weissagung auf den Rhein.

+

Ein goldenes Anstaltsjubiläum und das Taubstummenbildungswesen in Baden.

Von H. Derr-Gerlachsheim.

Fünzig Jahre, eine lange Zeit! Wie im menschlichen Leben für ein Ehepaar der Tag, der das halbe Jahrhundert abschließt, sich zu einem Freuden- und Jubeltag gestaltet, so haben auch menschliche Werke, zumal soziale, ein Anrecht darauf, daß man nach wesentlichen Zeitabschnitten die Dauer ihres Bestehens überblickt und den guten Diensten gedenkt, die sie geleistet.

Am 4. Dezember 1874 ist die Taubstummenanstalt zu Gerlachsheim im ehemaligen Kloster feierlich eröffnet worden. Vier Lehrer und 36 Zöglinge waren tags zuvor von Meersburg eingetroffen. Taubstummenlehrer Wang hatte seit 1. Oktober hoherseits den Auftrag gehabt, die „Errichtung der neuen Anstalt zu überwachen und zum richtigen Abschluß zu bringen“. Nun kamen noch 16 Anfänger, Neuaufnahmen aus dem badischen Unterland, hinzu. Und noch eine weitere Anzahl war gemeldet.

Kein Wunder! Neudeutschland war geboren und damit junges Leben auf allen Gebieten. Allenthalben schickte man sich an, das geistige Gesamtniveau der Masse zu heben, um deren wirtschaftliche Brauchbarkeit zu erhöhen. Diese gesunde Bewegung ergriff auch die Vierstimmigen, bezw. deren Angehörige, und schlug an die sonst so stillen Pforten der Taubstummenschule.

Fünzig Jahre zurück lag das Taubstummenwesen noch im Argen. Das Los der meisten Gehörlosen war bis dahin ein trauriges: ein Leben in geistiger Finsternis, bis der Tod dem armseligen Erdendasein ein Ende setzte. Ist es nicht geradezu verhängnisvoll für den Tauben, daß er wie kein anders Leidender nicht so hilfsbedürftig aussieht, als er in Wirklichkeit ist? Hemmt auch in

der physischen Welt mehr die Blindheit, in der psychischen und moralischen ist es wahrlich die Taubheit. Erst spät hat sich humaner Menschenliebe des „Sephatha!“ unseres Landes erinnert und „das verkümmerte Ebenbild Gottes“ aus Nacht und Vereinjamung herauszureißen versucht. Bis ins Mittelalter hinein hielt man jede Hilfe für einen Eingriff in Gottes Ratschlüsse. Ganz allmählich kam der Umschwung. Die große Zeit der Freiheitskriege tat das Ihre. Und so sehen wir denn, angefaßt durch die staunenerregenden Erfolge eines Abbé de l'Épée-Paris (Gebärdensprache) und Samuel Heinicke-Leipzig (Tautsprache), auch in Baden edle Menschenfreunde an der Lösung der schweren Aufgabe: Hofbibliothekar Schmeling und Rat König-Karlsruhe, sowie die Lehrer Frey-Staufen, Neumaier-Bruchsal, Widert-Meißenheim und Winkler-Eschbach. Doch Lebensfähigkeit bekam ihr Werk der Barmherzigkeit erst, als weltliche und Kirchenfürsten, die bisher schon beigestanden, nunmehr ihnen ihre ganze Unterstützung angedeihen ließen.

So entstand 1826 in Pforzheim die erste badische Taubstummenanstalt mit 15 Schülern. Unter dem persönlichen Schutze Großherzog Leopolds wuchs sie heran und erweiterte sich unter Professor Bachs Leitung mit 97 Schülern und 7 Lehrern zu einer der größten Deutschlands. Der Raumnot wegen wurde sie 1865 nach Meersburg in „das neue Schloß“ verlegt. Mit dem Umzug und der Neueinstellung der „Regierungsweise der Anstalt von einer absoluten in eine konstitutionelle“ setzte, zumal unter der Direktion des Oberschulrats Pflüger, eine neue Blüte ein. Schon 9 Jahre später war denn auch dieser stolze Bau zu klein und in das ehemalige Kloster der „weißen Mönche“

Gerlachsheim
Stummen
Unter K
krieg „in
hernach
sprüngli
dann B
meinen S
nunmehr



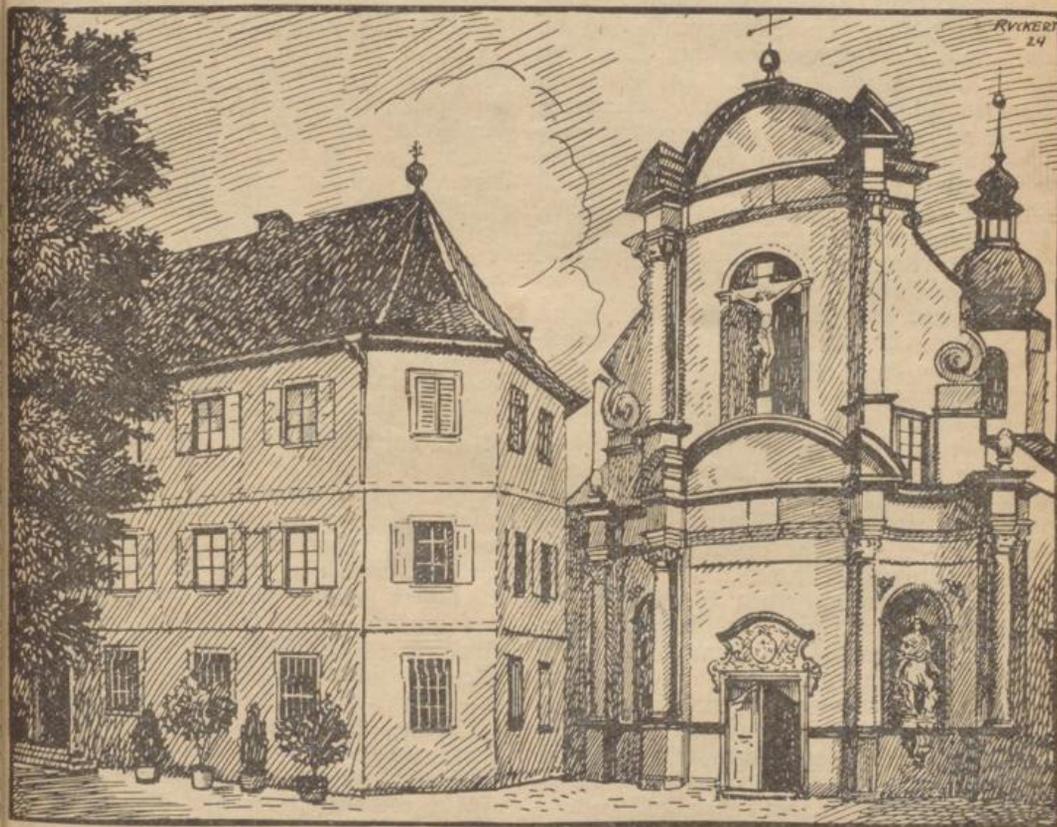
Otto Rückert

kamen in
Krauthain
Petersdon
Die Prof
Gerlachsheim
des Ante
bis die L
freundlich
heim zur
Segens
Neugründ
badischen
liche Vier
Erziehung

rümmen
stwärts
läßt die
er Fran
Bertheim
ein.

Gerlachsheim drang der monotone Laut der
Stimmen.
Unter König Pipin gegründet, im Bauern-
krieg „in der ufrur zerrissen und verprend“,
hernach „wiederumb ufgericht“, wohnten ur-
sprünglich Prämonstratenserinnen darin,
dann Prämonstratenser. Bei der allge-
meinen Säkularisation 1803 fiel auch das
minmehrige Priorat; die Gebäulichkeiten

werden, daß sie brauchbare und nützliche
Glieder der menschlichen Gesellschaft wurden.
Ausgestattet mit einer riesigen Bibliothek
und schönem Anschauungsmaterial, vorzüg-
lich geleitet, die Stellen besetzt mit verant-
wortungsbewußten Kräften, ist es der An-
stalt in den fünf Jahrzehnten gelungen, den
Zöglingen das unentbehrlichste Rüstzeug für
den Daseinskampf mitzugeben. Die gute



Otto Rückert.

Gerlachsheim, Kirche und Taubstummenanstalt.

die er
5 Sch
e Gro
und er
Leitun
iner de
t wege
das neu
und de
ise de
e konf
Direktio
e Blin
nn aus
das ebe
che“

tamen in den Besitz des Fürsten von Salm-
Krautheim und die schmucke Kirche, der
Peterson im Kleinen, an die Gemeinde.
Die Profanbauten wurden 1839, als Ger-
lachsheim an Baden fiel, und nun den Sitz
des Amtes bildete, Beamtenwohnungen —
bis die Taubstummen einzogen und das
freundliche Liobastädtdchen Tauberbischofs-
heim zur Amtsstadt erhoben ward.
Segensreich war seither das Wirken dieser
Neugründung im Dienste der Tauben des
badischen Unterlandes. Gut 700 unglück-
liche Vierfüßler konnten in dieser Zeit durch
Erziehung und Unterricht soweit ausgebildet

Sache, der Methodenstreit mit seinen reichen
Nieder schlägen, Lehrproben, Konferenzen,
Fachversammlungen und Kongresse, Infor-
mationsreisen — Interesse am Bessermachen
hielt die Gemüter stets in Spannung und
gab Anregungen zu neuem Tun: zum Wohle
der Armen. Unter solch günstigen Umständen
hat die Jubilarin eine fast ungehemmte Ent-
wicklung genommen, die nur durch Krieg-
und Inflationszeit zeitweilig gestört ward.
So ist denn die Sache der schuldlosen
Stiefkinder der Natur immer mehr Gegen-
stand der allgemeinen Aufmerksamkeit ge-
worden. Auch der Kerze. Ob die Tauben

aber Hilfe von therapeutischen Eingriffen zu erwarten haben, ist wissenschaftlich nicht ohne weiteres zu bejahen. Das gesammelte statistische Material ist jedoch insofern beachtenswert, als die Kenntnis der Ursachen, welche dem Uebel zugrunde liegen, die Wahl der Mittel zu seiner Bekämpfung erleichtert und damit einen Rückgang der Taubheit in Aussicht stellt. Zeigt doch unsere Statistik folgendes: Auf 10 000 Einwohner kommen 16 Taubstummie in Schwarzwald, 10 im Hügelland und Odenwald und 8 in der Ebene; im Durchschnitt 11. Die Stadt ist weniger belastet als das Land. Weiterhin entfallen auf 10 000 Angehörige der Bekenntnisse 12 Israeliten, 11 Katholiken, 9 Protestanten und 5 Sonstige. Rund 60 Prozent aller Taubstummen sind männlich, 40 Prozent weiblich; etwa 34 Prozent leiden an angeborener, aber 66 Prozent an erworbener Taubheit.

1904 kam der Schulzwang und damit wurde eine weitere Anstalt nötig: Heidelberg! Also 3 simultane Internate.

So hat sich unter dem Schutze des jeweiligen Landesherrn, sowie der warmen Fürsorge einer weisen Regierung und wohlwollender Landstände das zarte Pflänzchen der Taubstummenbildung zu einem stattlichen Baume entwickelt, in dessen Schatten heute trotz Krieg und Abbau alle bildungsfähigen Gehörlosen Unterkunft finden.

Um einigermaßen einen Einblick in die segensvolle Wirksamkeit der Anstalt zu gewähren, sei erwähnt, daß nun gegen 2500 gehörlose, taubstumme, schwerhörige u. Landeskinder hier erzogen und durch Ausbildung in unserer Sprache verbunden mit Mundabseßen der Allgemeinheit wiedergegeben wurden. Sie wirken in den verschiedenartigsten Berufen, die sie nach besten Kräften ausfüllen. Nur jene wenigen Arbeitszweige sind ausgenommen, die ein unmittelbares Hören oder eine rege Konversation er-

heischen. Für manche sind sie wegen ihrer Gebrechens und der oft damit verbundenen schärferen Einstellung der anderen Einzelgeradezu prädestiniert. Die Mehrzahl hat ratet und hat fast ausschließlich normale Kinder.

Rund 280 Schüler erhalten eben ein Rüstzeug an den drei Anstalten von 26 definitiven Lehrkräften und einigen unständigen, ehemaligen Volksschullehrern, in der Weiterausbildung begriffen sind. Denn es ist etwas anderes, Hörende oder Taube heranzubilden. Der Gehörlose muß die Tonsprache, unsere Sprache, für die von Natur aus nicht veranlagt ist, auf künstlichem Wege erlernen und mit ihr all das, was ihn befähigt, den ungleichen Daseinskampf mit dem Volksinnigen aufzunehmen. Leider ist seine Ausbildung noch zu kurz, 8 Jahre. Die Fortbildungsschule fehlt ganz. Wieviel Mühe und Sorge, Geduld und Energie es erfordert, bis er sich nach langer Zeit einigermaßen lautsprachlich äußern kann, das zu schildern würde zu weit führen. Aber einen kleinen Einblick erhält jeder, einmal diesem Unterricht angewohnt. Die Klafftüren der badischen Anstalten stehen jedweden offen.

Die Sorge um das Taubstummenwesen zeugt von tiefer Einsicht und weitem sozialem Blick: namenloses Elend vieler Schuldlosen wird dadurch verhüllet. Ueberdies bringen die gegenwärtigen Umstände den wirtschaftlichen Belangen des Staates Förderung, reiche Zinsen. Deshalb wollen wir allen, die sich um die Entstehung und Erhaltung der Anstalten verdient gemacht haben, im Namen der vielen Schuldlosen heute dankt werden.

Mögen unsere Taubstummen-Anstalten auch fürderhin gedeihen! Möge insbesondere der Jubiläums-Anstalt Gerlachshausen noch viele, viele Jahrzehnte segensreicher Arbeit beschieden sein!



In den
gust
mann in
blauen
Meeres.
Gepäck,
Pyrenäer
die Jahr
Seit der
land ein
gen ist e
hinauszu
deutsche
durch sei
gut so.
Strand
tum un
Städte
Thüring
schreitet
derer
durch sei
wandert
durch
Thüring
Badnerl
dert tag
heimkehr
Herzen,
niens
Heimat
kennt: V
Feste der
die Notz
derer ge
merwoch
Gau zu
Segen f
sche Me
engeren
bis er, n
geworden
Blume i
einzelner
schen Vi
fen des

In G
alte Sto

Von Wertheim nach Waldshut.

Von Emil Baader.

Motto: Trinkt, o Augen, was die Wimper hält, von dem gold'nen Ueberfluß der Welt.

Gottfried Keller.

In den sagenhaften Zeiten vor dem 1. August 1914 pilgerte der deutsche Wanderer über die Alpen ins Land des ewig blauen Himmels und des ewig tiefblauen Meeres. Oder er wanderte, mit leichtem Gepäck, nach Paris, vielleicht gar über die Pyrenäen. Kein Zweifel: wunderbar waren die Fahrten. Sie sind uns unvergänglich. Seit der Weltkrieg zu Ende ist, ist Deutschland eine Insel geworden: Nur ganz wenigen ist es noch vergönnt, ins Meer der Welt hinauszuschwimmen. Nun wandert der deutsche Mensch in schönen Sommerwochen durch sein deutsches Vaterland. Und das ist gut so. Er erkennt, wie wunderbar der Strand von Rügen ist, der Strand von Vorfum und von Sylt. Wie wunderbar die Städte am Harz sind und die Dörfer im Thüringer Wald. Aber die deutsche Armut schreitet weiter fort. Und der deutsche Wanderer wandert in schönen Sommertagen durch sein engeres Heimatland. Der Schwabe wandert durch Schwabenland, der Bayer durch Bayernland, der Thüringer durch Thüringerland, der Badener durch das Badenerland. Und das ist gut so. Er wandert tagelang und wochenlang, und da er heimkehrt, ist er ebenso reich geworden im Herzen, als wenn er unterm Himmel Spaniens gewandert wäre. Der Zauber der Heimat ist ihm aufgegangen. Er hat erkannt: Berge der Heimat, Täler der Heimat, Feste der Heimat sind Wunder. Und wenn die Notzeit noch bitterer wird, und der Wanderer gezwungen sein wird, in schönen Sommerwochen durch den engeren heimatischen Gau zu fahren, so wird das wiederum ein Segen sein. Immer inniger wird der deutsche Mensch eindringen in die Wunder des engeren Heimatgaus: er wird nicht rasten, bis er, wie weiland der heilige Franz, Bruder geworden ist jedem Stein und Berg, jeder Blume und jedem Getier und endlich: jedem einzelnen Menschen. Aus dieser franziskanischen Liebe, entwachsen der Not, wird wachsen des zukünftigen deutschen Menschen Kraft.

1. Tag: Odenwald.

In Gottes Frühe verläßt der Wanderer die alte Stadt am Main und zieht frohgemut

hinein in die dunklen Wälder des Odenwaldes. Rastet in Amorbach und Waldleiningen, in Eberbach und am Fuße des Dielsbergs, und ruht am Abend auf einer Terrasse des Heidelberger Schlosses. Und irgendwo im tiefen Gebirg schrieb er in sein Wanderbuch um die Mittagszeit:

Stille im Gebirge

Ich male dich.

Wie ein Mönch aufzeichnet

Seine Gebete zu Gott,

Und auf Goldgrund malt

Seine Visionen:

Erzengel und fromme Madonnen,

So will ich dich malen in meine Mappe

Für alle Ewigkeit:

Du Stille im Gebirge.

Gottes großes Konzert ruht:

Es schweigen alle Wälder, alle Straßen.

So war das der Sinn und der Inhalt des ersten Wandertages: Die Stille des deutschen Waldes. Unvergleichlich ist der Zauber Amorbachs: sein Park, sein Marktplatz, sein barocker Dom, sein Bücherdom im leiningischen Schloß. Unvergleichlich das rote Märchenschloß Waldleiningen mitten im leiningischen Bildpark, unvergleichlich die Fahrt durch das wilde Tal des Itterbachs, dessen Kraft die Menschen des Odenwaldes nunmehr sammeln zum stolzen Kraftwerk, unvergleichlich der Neckarstrom mit seinen Burgen, unendlich schön und einzig in Deutschland das Dorf Dielsberg auf bewaldeter Höhe... Aber schöner als all das war die mittägliche Stille im tiefsten Odenwald. Der Zauber des deutschen Waldes, wie er uns entgegentritt in den schönsten und reinsten Dichtungen der Deutschen: den Märchen, von ihm spürte ich einen Hauch...

2. Tag: Heidelberg.

„Mit Heidelberg, du Feine,
Du Stadt an Ehren reich --“

Heidelberg! Du Stadt deutscher Romantik! Der Wanderer muß rasten in deinem Bann, wie er rasten mußte im Bann des dunkeln Waldes. Arnim und Brentano, Tieck und die Brüder Grimm wanderten vor 100 Jahren schwärmerisch durch deine Gassen. Des „Anaben Wunderhorn“ hö: ich klingen

in sternklarer Nacht. Und in sternklarer Nacht
schreite ich durch deine Gassen, wandre über
die Brücke, die Hölderlin besungen:

Wie der Vogel des Waldes über die Gipfel
fliegt,
Schwingt sich über den Strom, wo er vorbeie
dir glänzt,
Leicht und kräftig die Brücke,
Die von Wagen und Menschen tönt.
Wie von Göttern gesandt, fesselt' ein Zauber
einst

Auf die Brücke mich an, da ich vorüberging. —
Und wie die Brücke, so besang Hölderlin die
Stadt:

Lang' lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur
Luft,
Mutter nennen und dir schenken ein kunstlos
Lied,
Du, der Vaterlandsstädte
Ländlich schönste, so viel ich sah. —

So ist Heidelberg keine Stadt, wie irgend
eine andere: Heidelberg ist wie der Odenwald
durchaus Märchen, durchaus Gedicht. Ich
grüße Alfred Nombert, den Dichter des Leon,
den Dichter des Ewigen, ich grüße Emil
Alfred Hermann, den Dichter der Märchen-
spiele des „Gotteskinds“, und grüße Richard
Benz im schönen Thibauthaus, den Neuschöp-
fer der deutschen Legende. Menschen, die mit
der Ewigkeit auf Du und Du sind, wohnen
still versteckt in dieser Stadt, heute wie vor
100 Jahren. Und da ich weiterziehe in des
dritten Tages Frühe, nehme ich ein heimlich
Heimweh mit. —

3. Tag: Karlsruhe.

Fahrt entlang den sanften Hügeln des
Kraichgaus. Zur Rechten die weite ewige
Ebene. Pappeln wehen im Wind. Kapellen
grüßen auf Hügeln.

Fahren! weithin!
Durch wehendes Land!
Wohin, wohin?
Durch wehendes Land!

Ein Ungeheuer, ratternd und rauchend,
steigt plötzlich vor mir auf: das Zementwerk
von Leimen:

Es rattern die Räder,
Es mahlen die Mühlen,
Es dampfen die Schloten.
Und Menschen gehn um,
Atmen im Werk,
Und schauen bisweilen
Verloren ins Blau. —

Noch zweimal auf meiner Fahrt tauchte
das Phänomen Fabrik so gewaltig und ge-
spenstisch vor mir auf: in den Lonzwerken

zu Waldshut und — auf der Heimfahrt
in den Mauerwerken zu Oberndorf. So
Whitman und Verhaeren haben wir gelernt
die neue und einzigartige Schönheit der
modernen industriellen Riesenwerke zu er-
fassen. Der deutsche Wanderer wird sich die
Wucht dieser modernen Werke nicht entziehen
Und da ich nach einigen Stunden vor der
Wunderbau des Speyerer Fürstbischöflichen
Damian zu Bruchsal stehe, habe ich das
Zementwerk Leimen noch nicht vergessen:
Leimen das Werkhaus von Tausenden,
Bruchsal das Lusthaus eines Einzelnen.
Leimen: große ernste Gegenwart, zu Bruch-
sal Schönheit brennende barocke — doch über-
zeitlich schöne — Vergangenheit. Zu Rastatt
und FAVORIT erschien mir am vierten Wan-
dertag die ewigschöne Barock- und Rokoko-
Gangenheim zum zweitenmal. Aber immer
wieder sah ich das Zementwerk von Leimen
hinaufragen ins Blau: ein phantastisch
ewig ratterndes rauchendes Werk der
Gegenwart. —

Doch zwischen Bruchsal und Rastatt lie-
gebreitet zwischen den weiten Wäldern des
Hardtwaldes eine Stadt, groß und licht im
weit: eine Stadt mit tausenden Straßen-
bahnen und riesigen Brauereien, eine Stadt
mit domstatischönem Bahnhof und herrlicher
Kunsthalle, eine Stadt, seltsam in Fächer-
haut: Karlsruhe. Noch nie schien mir
Karlsruhe so schön, wie auf dieser sonnen-
lichen Fahrt. Und da ich in den Bildersjäl
Thomas und den Bildersjäl der altdeutschen
Maler stand, empfand ich die Weihe der
Schönheit des dritten Wandertages, und
ich ein Viertelstündchen mit ihm, dem
meister deutscher Kunst, mit Hans Thom-
sprechen durfte, da ahnte ich, daß auch Kar-
ruhe — wie tiefster Odenwald —, heilige
Land ist. Eine Vision stieg in mir auf:
da sitzt, im weißen Bart, 83jährig, glän-
wie ein Kind an deutsche Zukunft und de-
sche Ewigkeit, ist Symbol unseres Jun-
sten, unserer Heimat, unserer Vaterland-
Und da ich von ihm ging, in die abendliche
Stille hinaus, war es mir, ich sei bei
gütigen Himmelvater selbst gewesen. Ich
ich wußte: der dritte Wandertag war
Wundern dem ersten und zweiten gleich.

4. Tag: Schwarzwald.

Neue Fahrt auf schnurgerader Straße der
weite lichte ewige Ebene. Mörsch, Durme-
heim, Elchesheim, entlang der Murg
Rastatt. Favorit:

Rast im Park
Laubengänge umschließen die Welt,
Fürstin Sybille
Schreiet traumlicht
Durch Wiese und Park.
Wanderer rastet
Im Banne deines Geistes,
Derne schöne Sybille.

Favorit war das holdeste Idyll der ganzen Fahrt. Favorit steht, ein unvergeßliches Gedicht, mitten in der Ewigkeit der Ebene. Wie schuf sich eine Fürstin ein lieblicheres Denkmal.

Da taucht plötzlich ein neues riesenhaftes Wunder zur Linken auf. Bei Bühl sitze ich am Straßenrand und notiere in mein Wanderbuch:

Die sieben Berge Schneewittchens
Sind plötzlich:
Sieben wunderbare Wunder Gottes,
Vor mir aufgebaut.
Ich taste wie im Traum
Dem schönen Rhythmus
Ihrer Horizonte nach.
Burgen entblühten den Bergen und Wäldern,
Wie Blumen den Gärten entblühen.

Aber aus den sieben Bergen sind bald vierzehn geworden, und aus vierzehn bald hundert. Ein großes, mächtiges tut sich auf: das Schwarzwaldgebirge. Es lockt. Ich fahre in das abendliche Renchtal. Zu Oberkirch ist ein buntes Volksfest. Die ersten Menschen in Schwarzwaldtracht tauchen auf. Der Wanderer fährt in den Schwarzwald ein. Das Renchtal wird dunkel und wild. Weißer, harter Granitstein leuchtet aus dem Bach. Wagen, schwer beladen mit Baumstämmen und Brettern und Sägmehl, kommen langsam einhergefahren. Bei Oppenau zweige ich ab in das noch engere und dunklere, bereits nächtliche Vierbachtal. Die ersten Sterne leuchten golden überm dunklen Tannenwald. Hier und da am Hang ein einsamer Bauernhof. Das Vierbacher Schulhaus, am steilen Hang überm rauschenden Vierbach gebaut, nimmt den abendmüden Wanderer gastlich auf:

Wandersmann ruht,
Ruhe wie gut,
Geigen umspielen ihn,
Schlaflieder wiegen ihn,
Wandersmann ruht,
Ruhe wie gut.

Der goldene Morgen aber zeigt das Vierbachtal in seiner ganzen Pracht. Das Wunder der Schwarzwaldsflora geht mir auf: Erika und Impatiens noli tangere, Fingerhut und Mädesüß, Weiderich und Baldrian. Wir pflücken bunte seltsame Sträuße, kehren

zur Dorfschule zurück, lauschen den schwermütigen süßen alten Volksliedern, die der Lehrer mit den Bauernkindern singt, lange hab ich sie im Sinn:

Es ist ein Schnitter,
Der heißt Tod,
Hat Gewalt vom großen Gott.

Regen und Gewitter kommt plötzlich über das dunkle Tal. Da ich Abschied nehme und in die Ebene zurückfahre, kommt es mir in den Sinn: so ist der Schwarzwald: Ernst und gewaltiger, riesenhafter als Odenwald und Hügelland und Ebene und Städte. Ich verstehe den Ernst der Menschen im Gebirge: sie nehmen den Geist der Tannen und Felsen und Berge an. Und seltsam: da ich wieder, in Richtung Freiburg, in der Ebene fahre, gefällt mir die Ebene plötzlich gar nicht mehr. Das Fahren in der Ebene erscheint mir plötzlich wie ein Fahren im luftleeren Raum. So tief hatte mich der Schwarzwald mit seinen dunkeln Tälern und Tannen gepackt.

5. Tag: Freiburg.

Kam ich zum Dom
Spät in der Nacht,
Hab ich dem Dom
Reverenz gemacht.

Da ich vor Jahren, mit leichtem Gepäck, zum erstenmal nach Paris kam, galt mein erster Besuch dem Dom von Paris: Notre Dame. Und von allen Eindrücken der schönen Stadt blieb Notre Dame der reinste und tiefste. Und da ich in diesen Wandertagen spät in der Nacht nach Freiburg kam, galt der erste Besuch dem Haus „Unserer lieben Frauen“, dem Münster. In Straßburg und in Köln, in Mainz und in Erfurt tat ich desgleichen auf früheren Wanderschaften in späten Nachtstunden: Ewig schön sind die deutschen Dome mit ihren stillen Plätzen zur nächtlichen Stunde. Im Dom und Domplatz lebt am reinsten die Seele jedweder Stadt, mehr: im Dom ist wunderbar gestaltet die höchste Idee, die die Menschheit je erdacht: die Idee Gottes. Alle Ehrfurcht des Menschen vor den Wundern der Welt und dem ganzen unfassbaren Weltall ist ausgesprochen im Wort Gott und Leib geworden — im Dom. Und am frühen neuen Wandermorgen stehe ich abermals, nachdem ich manche traute Gasse durchwandert, manchen lieben alten Brunnen begrüßt, am Münster. Herrlich wogt der Markt. Ich kaufe mir von den Früchten der Heimat: goldgelbe Birnen und riesige Pflaumen. Wandre mit lieben Freunden durch das Gewoge. Dann trete ich, am Spätnachmittag, da wieder Stille sich aus-

gebreitet hat um „Unserer lieben Frauen“ Haus, in das Münster. Verweile zögernd unterm hohen Portal, das mich aufnimmt wie ein Waldeingang; ich finde im Münster die uralten Glasfenster, die während des Krieges entfernt waren, wieder mit den dunklen satten Farben, schaue zu Waldung Griens herrlichem Altar und erkenne: den reinsten und herrlichsten Ausdruck fand der abendländische Geist im gotischen Dom. Der Dom, erfüllt von der Musik Palestrinas, begleitete den Wanderer hinein in neue Schwarzwaldwandertage.

6. Tag: Bernau.

Gebirge sind endlos und grenzenlos,
Und hohe Wälder in Gebirgen
Gleichen hohen Himmelswolken,
Und die Himmelswolken
Sind die Himmelswälder.
Wo ist Anfang, wo ist Ende
Der Himmelswälder, der Erdenwälder?
Sie ruhen und schweben
Ewig verbunden, ewig verschlungen
Im Wanderers Seele.

Das ist eine Notiz, die ich irgendwo zwischen Freiburg und Bernau, ich glaube am Fuße des Feldbergs, in mein Wanderbuch schrieb. Sie berichtet vielleicht besser als nackte Worte der Prosa von dem Eindruck, den ich vom Hochschwarzwald empfing. Ich wanderte schöne, schattige steile Pfade empor, rastete lange am dunkeln Feldsee, dann verließ ich die Pfade der Menschen, kletterte am Seebach empor, durch felsige Gänge, zwischen zyklonischen Felsen, umbraust vom Rauschen stürzender Wasser. Am steilsten Fels hielt ich Ausschau nach Osten: sah unter mir den Feldsee, schwarz und finster, umrahmt von dunkeln Tannen, fern den Titisee, schön wie eine köstliche Schale, zwischen hohen Bergen. Stieg höher und höher bis in die walddlose herrliche Heide des Feldberggebietes. Zimmer den Wassern des jungen Seebachs nach. Windung um Windung. Kleine fröhliche Wasserfälle. Endlich bin ich im Gebiet der Seebachquellen. Ich lege mein Ohr auf die Erde, lausche und lausche. Ich hole des Neondichters „Musik der Welt“ aus meiner Wandertasche und lese:

Hier ist ein Gipfel, um drauf einzuschlafen.
Hier hörst du Paukenschläge aus der Tiefe...
Es hebt deine Hand im Traum sich in den
Aether
Weltauf.

Und beseligt wandere ich auf den höchsten Gipfeln unseres Schwarzwaldgebirgs: vom Feldberg hinüber zum Herzogshorn. Dann

hinunter — roja Abendwolken standen bereits im Westen — ins abendstille Bernau dem Ziel dieses herrlichsten Schwarzwaldwandertages.

Bernau ist Schwarzwaldurwelt: Urwelt überhaupt. Tagelang rastet hier der Wanderer. Wohnt mit dem Maler Adolf Hildenbrand nächte- und tagelang im Kelt auf dem ewig einsamen urweltlichen Kaiserberg. Dort entsteht Bild um Bild von früh bis spät: Nebelmeere und Alpengebirg, Bergbach und tiefes Tal. Visionen erblühen: Franziskus Johannes auf Patmos. Bisweilen steige ich ins Tal. Dem Holzschnefser Nidor Thoma bringe ich Grüße von Hans Thoma. Dort die Wandersehnsucht erwacht jäh an einem goldenen Morgen.

7. Tag: Waldshut.

Vom Bernauer Hochtal fahre ich nach St. Blasien. Wunderbar hebt sich die Riesenkuppel der alten Abteikirche aus dem Talgrund. (Siehe Bild S. 35.) Von St. Blasien geht's zum höchsten Pfarrdorf des Schwarzwalds: nach Höhenchwand. Wundervolle Gewoge froher sonntäglicher Menschen vor Kurhaus und Kirche. Dann herrlichste Fahrt im Angesicht der Alpen, die herrliche Autostraße hinunter zum Waldshuter Rhein.

Und Schneegebirge stehn im Horizont,
Wie Scharen weißer Nebeltraum,
Die Berg geworden über Nacht,
Und nun wie Märchen niederschaun!

Das sind göttliche Freuden: im Angesicht der Alpen, stundenweite Weagen Tal fahren. An den Hängen, da und dort, liegen Weiler und Dörfer in der Sonne, stille Täler tun sich auf mit würzigduftendem Dehnung. Unterhalb Eichbach aber taucht als letztes schönstes Wunder meiner Reise der sommerblaue Waldshuter Rhein auf. Man muß seiner Jugendzeit viele Jahre am Waldshuter Rhein gelebt haben, man muß mit Waldshuter Maler Adolf Hildenbrand diesen großen Prediger der Schönheit der Waldshuter Rheins wie der Bernauer Bergen wie einen Bruder kennen, um die Schönheit der alten Stadt Waldshut ganz zu erfassen. Da ich einfahre durchs Untere Tor, da kommt es mir: hier ist Heimat. Ich kenne meine Kindheit jedes einzelne Haus der Stadt: manches hat sich verändert, das samtbild wird bleiben, so lang wir den überrascht über den Besuch des Wanderers aus der Ferne. Sie können nicht glauben

Bisweilen in Nächten
Dunkel und süß,
Beginnen die Menschen
Vor Sehnsucht und Heimweh,
Wie Kinder zu weinen.

Da war der Schmerz des Wieder-Gehen-
Müßens. Vielleicht auch der Schmerz der
zum Wandern Geborenen. Und Wanderverse
Sermann Sesses fielen mir ein ...

Die Rückfahrt ging über Gurtweil durchs
wilde, felsige Schlüchttal nach Bonndorf.
Quer über Wutachtal und die Paar ins
schwäbische Neckartal: Rottweil, Horb, Stutt-
gart, Heilbronn. Regentage kamen. Die
Eisenbahn trug den Waldshutfahrer in sein
stilles Dorf im Frankenland.

O Heimat, wir sind alle dein,
So weit und fern wir gehen.

(G. S. Ehrler.)

So war die Fahrt von Wertheim
nach Waldshut in sieben Wandertagen eine
Wallfahrt durch die Heimat zur Heimat.

Alles ist Uebergang zur Heimat hin.

(Goethe.)

Das Frauenkloster Lichtental.

Von S. M. Dr. Agnes, Ord. Cist.

Infern der Bäderstadt Baden-Baden, die
eingebettet in des Schwarzwalds dunkle
Berge, in malerischen Gärten, grandiosen
Hotels und fürstlichen Palästen eine Welt
von Pracht und Schönheit, aber auch voll
lichten, flachen Lebensgenusses birgt, liegt
stilles Friedenseiland, das Cisterziener-
Kloster Lichtental.

Des Leisbergs ewig grüne Tannen hüten
mit Mutterjorgfalt schon seit des Mittel-
alters grauen und doch so sonnigen Zeiten.
Und sie haben ihr Wächteramt auch in schwe-
ren Zeiten treulich ausgeübt. Weder des
30jährigen Krieges blutige
Schrecken, weder die Stürme der Reforma-
tion noch der Säkularisation haben das Hei-
ligthum zerstören können.

Eine wunderbare Anziehungskraft übt es
seit Jahrhunderten auf die friedesuchende
Menschheit aus. Da treten sie, oft schüchtern
an, sie sind verlegen, oft weltmännisch überlegen
durch das große Tor in den Klosterhof ein.
Auf grünen Rasen grüßen sie schattige Ka-

staniensäulen, und vorbei an dem heimlichen
Raunen des berühmten, mittelalterlichen Ma-
rienbrunnens führt sie der Weg in die Weihe-
einsamkeit der Klosterkirche. Es ist ein Kirch-
lein, lieb und traut wie eine weltferne Wald-
kapelle und doch so majestätisch und hehr.
Hier erklingt vom ersten Morgenrauen
bis in die dunkle Nacht hinein die gottprei-
jende, gottbittende, gottveröhnende Melodie
des uralten liturgischen Gebetes. Ob der
Klosterfrauen innigstarkes Flehen nicht schon
die Wolken göttlichen Zornes verscheucht
haben mag, die dunkel über der Erde lager-
ten? ...

Und damit ist der Segensquell noch nicht
erschöpft, der von Lichtentals heiliger Frie-
densstätte in die Welt hinausflutet. Neben
der altehrwürdigen Grabstätte der badischen
Markgrafen, der Fürstencapelle, erhebt sich
freundlich das neue, anheimelnde Schulhaus.
Die Klosterfrauen sind sich wohl bewußt,
welche Engelwürde sie mit der Lehrerinnen-
bürde auf sich genommen haben: sie sollen

nicht nur die blonden und schwarzen Köpfehen der Schulkinder mit Erdenweisheit bereichern, sie sollen vor allem die Seelen der kleinen Lieblinge des Gottesherzens groß und weit machen, wie Er selbst ist, dessen Dienst sie sich geweiht. Sonne durchflutet die lustigen Räume, grüne Berge schauen in ernster Schönheit, anmutig und doch gewaltig durch die hellen Fenster — und Sonne und Kraft möchten auch die Klosterfrauen ihren Böglingen mitgeben auf den dunklen Lebensweg!

Im Schutze altersgrauer Mauern, umrauscht von des Dösbachs munterem Wellenspiel, liegt der Klostergarten da mit seinem bunten Blumenflor. Rosen durchduften ihn im Sommer in verschwenderischer Fülle, ein leuchtend Abbild jener Liebe, mit der die stillen Bewohnerinnen des Paradiesesfleckchens die düsteren Leidensstunden der Menschheit erbarmend verklären und alle, alle hinführen möchten zu der ewigen Liebe.

Des Mittelalters gläubig frommer Sinn hat nicht gesäumt, das Innere des Klosters mit kunstfertiger Hand zu verschönern. Von den reichen Kunstschätzen greifen wir nur einen heraus, der den Klosterfrauen der liebste ist, den sinnigen Choraltar. Er wurde im 15. Jahrhundert im spätgotischen Stil erbaut und umfaßt drei lebensgroße Statuen. In der Mitte erblicken wir Maria, die Königin des Cisterzienserordens. Auf ihren Mutterarmen ruht das Jesuskind, das sein Köpfehen nach der Seite wendet, als schaue es jemandem nach. In den Seitennischen sind die Statuen der hl. Katharina von Alexandrien und der hl. Margaretha aufgestellt.

Von der Statue Mariens aber erzählt die Klosterchronik eine gar liebliche Legende:

Die Legende vom Jesuskind und von der Schwester Maria Demutis.

Unter dem Krummstab der Aebtissin Margaretha von Baden lebte unter den Laienschwestern ein gar einfaltige Seel. Die hatte, obwohl sie unermülich Marthadienst tat, doch nur das Eine Notwendige der Maria

im Sinn. Und wenn ihr die schwere Arbeit ein wenig der Ruhe gönnte, so wurde ihr Herz mit Macht hingezogen zum liebevollsten Kindlein von Bethlehem. So schnell als die Zucht und Klosterfitt es ihr erlaubt, eilt sie hin zum minniglichen Bräutigamb der Kleinen und Reinen. Ach, welch ein herzinniges Zwiegespräch mag sie gehalten haben mit dem vielliebten Gespons auf den Armen der trauten Mutter und Magd! Und wenn auch sein Köpfehen wie schlafend barg an der Mutter lieblosendem Busen — er sprach dem andächtigen Schwester manch süßes Wort in das Innerste ihrer Seele hinein, daß sie fast gar in ihm geschmolz in Lieb und Glück. Und so auch sein holdes Auglein im Schloß geschlossen, so mancher heller Gottesblick drang doch in die Herze der guten Schwester Demutis und da drinnen war es so licht und klar wie bei weitem in dem Verstand in der Vernunft der großen Meisters Söhne, weiland Doctoren der Gotteslehre an der Hochschule zu Paris. —

Liebt, o Licht, o Lieb, o Lieb! Wie traurig ist's bei dir sein — wie süß ist, deine hold Gegenwart genießen — o wär ich doch immer bei dir, bei dir!" — Doch all das minnigliche Loben und Liebdrang herzlos der rufenden Glocke Klang. „So leb' denn wohl, du mein süßes Leben; im Gehorsam verlaß ich dich, wenn auch gar gern bei dir weilte mein Herz.“ Und flink eilt sie hin ins Konvent um beim Tische zu dienen, wie auch Er gethan beim letzten Mahl. Doch sieh! Das Wunder! Klein-Jesulein erwacht. Wie will es fürder ruhn an der Mutter Brust. „Wer den Willen meines Vaters tut, der wird mich lieben.“ Sein liebend Gottesauge funkt die wegeilende, gehorsame Magd; sein goldlockig Köpfehen wendet sich huldvoll nach ihr. O sie sieht es nicht, die fromme Einfaltige. Aber sie fühlt es so warm und wahr in den innersten Herzen: Mein Geliebter ist mein. Und seit der Zeit ist es geschehen, daß der holde Gottesknecht nimmer schläft an der Mutter Brust, sondern sich umwendet



Otto Rüdert.

Kloster Lichtenhal.

auschau
Braut.
Wie f
uns die
und un
auf de
vertraut
weißen
ist sie n

In einer
Darüber

In diese

Die Lili

Vom h

Und bl

Frühmo

Dann i

ausichauet nach einer liebtrauten gehorsamen Braut . . .

Wie Klänge aus einer anderen Welt mutet uns diese anmutige Erzählung an, fremd und unverstanden von denen, die da wandeln auf der breiten Straße der Welt, lieb und vertraut den feinen, innerlichen Seelen. Den weißen Cisterzienserinnen Lichtentals aber ist sie wie ein Sang, der sich harmonisch ein-

fügt in das einzige, gewaltige Hohelied ent-sagender, hingebender Gottes- und Men-schenliebe, das da von Jahrhundert zu Jahr-hundert stärker rauscht, bis es sich verliert in dem ewigen Ozean vollendeter, gott-schauender Seligkeit.

„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit!“ . . .

+

Kloster Lichtental

von Wilhelm Fladt.

In einem lichten Tale ein Garten wunderhold,
Darüber webt der Himmel sein heilig Gottes-
gold.

In diesem Garten blühen viel Lilien keusch und
weiß,

Die Lilien sagen und sinnend vom heiligen Wunder-
reis.

Vom heiligen Wunderreise, das aus blutigen
Dornen sprießt

Und blutiger Blumen Leuchten über schlingende
Ranken gießt.

Frühmorgens, wenn zur Mette des betende
Glöcklein klingt

Dann ist's, als ob ein Zauber im Liliengarten
schwingt.

Dann öffnet die rote Blume heilduftend des
Herzens Tor

Und träufelt fünf blutige Tropfen glutglänzend
draus hervor.

Und lechzend saugt die Scholle die blutigen Tropfen
ein

Und sprießt zur heiligen Mette Lilien keusch und
rein.

Und wenn ein Weh ums Herze die schlingenden
Ranken schlägt

Und wer in zuckender Seele die blutenden
Schmerzen trägt

Der walle zum lichten Tale, wo die keuschen Lilien
stehn;

Duftatmend wird ein Zauber durch seine Leiden
gehn.

Das ist der heilige Zauber, der um Lilienblüten
schwebt

Und seine keusche Weihe in Erdenwehen webt.

Das ist der heilige Zauber, der aus der blutigen
Blume tropft

Und Zauberringe ziehend durch der Lilien Herzblut
klopft.



Heimweh nach dem Murgthal.

Von Alban Stolz.

Eine wunderbare Wehmut ist mich wieder angekommen, ein Heimweh nach jener Zeit, wo ich in Rotenfels zubrachte. Das Leben und die Menschen waren mir so freundlich wie nirgend sonst, und ich selbst hatte einen so hellen und freundlichen Sinn. Ich war wie ein unschuldiges Kind, so froh und freudig für Gott und so fröhlich für das Leben. Ach, wohl steht noch der Ort und noch rauscht das Wasser im Fluß hinab, aber die Menschen, die Zeiten und ich selber sind nicht mehr wie damals. Wie war ich geliebt im Haus und außer dem Haus, wie war mir das Schulhaus in Gaggenau so fröhlich und das süße Kirchlein mit dem lieblichen Orgelspiel des L.! Wie gern, mit welcher Lust, mit Feuer hielt ich den Unterricht bei jenen Kindern! Wie saßen sie hin in entschlossenem Ernst, ja ihre ganze Seele meinem Vortrag hinzugeben, — wie machten sie mir Ehre, da ich Christenlehre einmal in Rotenfels mit ihnen hielt, — wie entschlossen und freudig machte ich die Kunde zwischen Kranken und Totenjärgern, da das Nervenfieber in Gaggenau wüthete, und wie lieb wurde ich den Leuten, manche junge Männer liebten und verehrten mich wie einen Heiligen! Und welche Gesundheit und fast übermüthige Furchtlosigkeit hatte damals Gott über mich ausgegossen, so daß ich fast mit eigener Lust die Gefahr der Ansteckung aufsuchte! Selbst franke Kinder wollten mich bei sich haben. Wie gerne hatten mich selbst die Protestanten und suchten meine Gesellschaft! Und wenn ich dann einsam auf der Wiese gegen den Eichelberg oder am waldigen Felsen dahinging, wie wohlthätig, wie still, wie jugendlich heiter sank die Seele an Gottes Herz und ruhte zufrieden in der Gegenwart! Jetzt ist es schon lange aus — viele Menschen leben noch, die um mich waren, und ich lebe auch noch, aber sie und ich sind anders geworden. Das Leben ist mir nicht mehr so hold und jugendlich — und statt daß mein Gemüth, dem die Erdenluft fremder und spärlicher geworden ist, tiefere Wurzel in Gott geschlagen hätte, so ist das aufrichtige, herzliche Aufstreben zu ihm, das kräftige Langen nach seinem Willen matter geworden und gesunken. Jetzt schwebte ich zwischen Himmel und Erde, gehöre keinem an — und weiß nicht einmal, was werden —, so daß ich fast bat, in Ahnung, als müsse Gott selbst Efel

an mir bekommen, an meinem vagen Leber unter den Menschen ohne Kraft und Bedeutung: Herr, laß mich sterben! — So weid und wehmüthig und schmerzlich hat sich noch selten die Sehnsucht und das liebende Andenken an jene meine schönste Lebenszeit geregt wie am heutigen Tag, — und da ich nun nachsehe, so ist es die Zeit, wo das Gaggenauer Nervenfieber begonnen hatte, — ein Sonntag, da ich ein solches Versehen hatte, vielleicht den armen Knaben Benedikt wo ich mich den andern Tag angesteckt fühlte. Jetzt aber geht das zweite Drittel des Jahres zu Ende, und ich stehe wieder da und weiß nicht, was werden, und mag doch auch nicht hier bleiben. Wohl habe ich es aber verdient, wenn Gott auch mir nicht barmherzig ist, O, möchte doch eines noch von euch, ihr Geliebten an der Murg, meiner nicht vergessen haben und liebend an mich denken im Gebet und zu dem Vater flehen, daß wir dort oben zusammenkommen! Und tut es keines unter den Lebenden, so tun es vielleicht einige derer, denen ich hinübergedeutet habe.

Was weht mich an? Ach, es ist neu erwacht und nach seiner Ruhe mit größerer Kraft, das Heimweh nach dem Murgthal, nach den dunklen Waldungen und den gotischen Häusern von Gernsbach. O süßes Thal, o liebes Ufer, o ahnungsvolles Rauschen im Fluß und in Tannenzwipfeln! O ständ' ich dort und könnte jene Luft atmen und wönnig mich umschauen! ständ' ich dort, ach! nur auf dem Kirchhof von Gaggenau morgens früh, wenn die Lebendigen noch schlafen, oder abends, wenn vor der Dämmerung mich das Auge nicht mehr erkennen kann, oder wenn schon der Mond heraufgezogen ist. Ach! dürste ich dort stehen eine Stunde lang und weinen an den Gräbern derer, die ich die mich so lieb gehabt und dann gestorben sind. Die Lebenden sind mir entwachsen und sind nicht mehr, wer sie waren, als ich unter ihnen lebte, aber die Toten sind geblieben. O glückliches Thal, du jugendliches Leben! wo bist du jetzt? Andere Tage sind gekommen, andere Wellen rauschen zwischen Felsen dahin, und alle Blätter deines Grüns sind schon lange verweltet, und neues Laubwerk, neue Menschen, neue Luft und neue Wolken ziehen über das Thal hin. Nur die teuern Menschen, die vor neun Jahren vor meinen Augen in inniger Liebe zu mir ins Grab

gejunfe
und wo
Wie ich
daß ve
Zeiten
schaue



lich git
men si
Hausad
ben a
dabeim
sich au
gar ge
Der
der M
Mittag
gähnen
ließ m
eines
einmal
Bewuß
Friede
die F
Tichop
Hand
Friede
versch
Christi
wieder
mit se
dem
jest h
fällt i
Mal
heimte
was
nit

geunken, nur sie ruhen noch am alten Platz und warten auf den Ruf zum Auferstehen. Wie schmerzlich, wie weh ist das Andenken, daß verschwunden sind jene wunderschönen Zeiten und jene Menschen, und ich nicht mehr schaue jene dunkeln Berge, jene hohen Wäl-

der! Welch eine franke Sehnsucht ist ergriffen und zieht mich hin, wohin ich nicht kann, und zieht mich fort, wohin der Windstrom weht, in jene Bergesbuchten im schönsten Tal der Murg.

+

Der Prediger von St. Jakob.

Erzählung aus dem Kinzigtal von Hugo Winkler.



in heißer Julinachmittag liegt über dem Städtchen. Die Wolfacher kennen den 25. Juli, den Jakobstag, als einen der heißesten des Jahres. Gewöhn-

lich gibt es ein Gewitter, und auch heute türmen sich schon wieder schwarze Wolken gegen Hausdach zu am Himmel. Die Wolfacher bleiben an einem so heißen Tage am liebsten daheim bis zum Abend, alsdann treffen sie sich auf der Stube, und dort wird's hernach gar gemütlich und unterhaltend.

Der ehrsame Schuster Zwid hatte heute nach der Mittagsmahlzeit zuerst sein gewohntes Mittagschläfle gemacht, dann aber, als er gähmend seinen Blick über die Straße laufen ließ und am Himmel die schwarzen Vorboten eines Donnerwetters bemerkte, war ihm auf einmal ein schwerwiegender Umstand zum Bewußtsein gekommen: „Wo ist dann der Friedel, unser Bub?“ Die Frage war an die Frau gerichtet, die einen verrissenen Nischen ihres Friedli zum Nähen in der Hand hatte und nicht gemerkt hatte, daß der Friedel wieder einmal gleich nach dem Essen verschwunden war. „Guck, du hast recht, Christian. Der Luser (Lausbub) ist schon wieder fort, wahrscheinlich raus in den Wald mit seinem Spezel, dem Johann Rümich und dem Haimben Jakob. Aber er könnt doch jetzt heim, es kommt ein Gewitter; aber das fällt ihm natürlich nit ein. Schon ein paar Mal ist er jetzt gleich nach der Vesper nit heimkommen. Sch glaub als, da treiben die was Verbotenes zammern, die Kerle! Könntest nit mal nachgehen, Vater Christian?“

„Könntest recht haben, Mutter. Wenn's Wetter vorbei ist, mach ich mich auf den Weg. Sch glaub, daß sie den Wald hinauf sind, dem Kapellenbergle zu. Dort können sie so schön Verstedes spielen. Die Maidle gehn nit gern an fell Plätze, weil doch die alte verfallene Kapell dort steht und sie Angst haben, es könnte sich am End ein Geist zeigen. — Hörst, eben dunnerts schon. Aber da machen sich der Friedel und die anderen Buben nix draus. Ja, Buben dürfen sich auch nit fürchten. — Im übrigen“, er hatte einen Blick zum Fenster hinausgeworfen, „ich glaub, 's Gewitter macht weiter nix; 's wird schon wieder ganz heiter.“ Dabei nahm der Zwidenschuster seinen Hagenbuche- nen in die Faust und verließ die Stube.

Noch schüttet es ordentlich vom Himmel runter. Meister Zwid lacht aber dazu. Das Wasser, das kommt jetzt recht für's Gartenfeld. Und wie ist es jetzt so schön kühl geworden gegen die Hitz am Mittag! . . . Ob er die Strolche wohl finden wird?

Schon ist Zwid weit oben am Bergle, wo man durch die Bäume hin und wieder einen Blick hat hinüber in das obere Kinzigtal. Dort drüben sieht man das Kirchle von Halbmeil. — Horch! Ist's nit, als wenn man da oben bei dem alten Gemäuer singen tät? Wie ein kirchliches Pfarrer-singen Klingt's herab durch die Bäume. Ist's am Ende da oben wirklich nit ganz geheuer? Meister Zwid ist einer, der was weiß und viel liest, besonders in der Wolfacher Gschicht, da ist er gut beschlagen. Zwid weiß also, was es mit der alten verfallenen Kapell dort oben für eine Bewandnis hat. Ein Fürstenberger hatte gemeint, er müsse auch mit den Lutherischen mitmachen und hat darum die St. Jakobskapelle und den St. Jakobstag nicht mehr heilig gehalten. Schnell ist alsdann das Heiligtum verfallen und ganz verwahrlojt.

so wie es jetzt noch daliegt. Das Bild des heiligen Jakobus mit dem Hirtenstab steht ganz ohne Verehrung droben über dem noch erhaltenen Eingang. Wir rührend ist doch die Geschichte, wie das Kapellele entstanden ist! . . . Ganz helle Klänge waren da auf einmal an das Ohr des langsam Bergansteigenden gedrungen. Er hält plötzlich inne. Hinter einem Baum stehend, will er scharf aufpassen, was sich da abspielen wird. Wichtig, da kommen schon Bubengestalten aus dem Gebüsch und laufe über den alten Kapellenplatz. Sein Friedli und, wie er geahnt, der Johann Kümich sind dabei. Und da ist auch noch der Jakob Haimb.

„Was macht ihr da oben? Wo treibt ihr euch am Sonntag nachmittag rum. Dein Mutter hat arg Angst ghabt um dich, Friedli? Nun, Friedli, kannst nit schwätzen?“ Verstört schauen die zwei Kameraden des Friedli auf diesen und seinen Vater. „Gelt, der Friedli hat euch verleitet? Seid ihr nit in der Vesper gewesen? Ich werd morgen schon den Herrn Stadtpfarrer fragen.“ Ein stummer, scheuer Blick der Angeredeten auf Friedli. „Wir haben nix Böses gemacht“, versichern sie. Inzwischen hat Vater Zwiak ein von Friedli auf dem Rücken gehaltenes Päckle entdeckt und es ihm aus der Hand genommen. Und nun beginnt er, es zu öffnen. „Ah! ein weißes Hemd — und da, das ist doch unser alter Kelch von daheim. Und da ist deine Kindermonstranz, die du einmal zu Weihnachten bekommen hast. Habt ihr wohl gar Meß gehalten hier oben? Am End gar Jakobssandacht?“ — „Ja.“ Es kostete die paar Buben nun keine Mühe mehr, ein Geständnis abzulegen. „O, Meister Zwiak, der Friedli kann gar schön die Meß singen und predigen! Er will doch Pfarrherr werden oder Herr Vikar.“ — „Om, das wär nit unrecht. Da komm ich am nächsten Sonntag selber mal, um zuzuhören. Da muß dann der Friedli singen.“ — „Dort ist's Märle. Heiligenbilder brauchen wir keine kaufen, der heilige Jakob ist uns genug.“ — „Und Läuten — das täten ja die Leut hören.“ — „Es ist auch kein Glockenturm mehr da“, meinte klug der Jakoble, der Haimb. „Wer hat denn den Ministrant gemacht?“ — „Der Jakob hat heut ministriert.“ — „So treibt ihr also das Pfarrerlespielen schon eine Zeit lang?“ — „Seut ist's das vierte Mal.“ — „Wer macht denn die Pfarrgemeind?“ — „Das sind halt die alten Bäum um die Kapell rum und die jungen Tannen. O, mein, die sind arg frumm“, sprach begeistert der fromme Friedli. „Aber heute Mittag,

wo's einmal so donnert hat, da haben sie ja Angst ghabt und haben sich tief blüct vor unserm Herrgott.“ — „Und der Ministrant wohl nit viel weniger.“ — „Ein bizzele, ja.“ — „Also, ihr Buben, nächsten Sonntag stell ich mich auch zu den Bäum' und bet mit hört ihr's, aber vorerst niemand was sagen gelt? Und d'Mutter muß noch mit. Du meint immer, 's ging um bei der Kapell. Jez wird sie seh'n, wer umgeht am hellen Sonntag nachmittag.“ — „Mein' Tante muß auch mit!“ warf begeistert da der Johann Kümich ein. Der Führer aber der frommen Gruppe, die nun den Weg durch den Wald hinabzog, hatte noch einen ganz anderen Plan. —

Was hat der Meister Zwiak heut beim Herrn Dekan zu tun? Der Pfarrherr, Dekan Loth, war selbst nicht wenig erstaunt über den seltenen Besuch. Der Herr Dekan kannte den Schuster Zwiak gar gut als den Vater seines besten und bravsten Ministranten. „Ist was mit dem Friedli, Zwiak?“ — „Ja, ja, hochwürdigster Herr Dekan.“ — „Was hat er denn angestellt?“ — „Ihr werdet staunen, Herr Dekan. Haben Ihr noch nit bemerkt, Herr Dekan, daß die Meßbuben die letzten paar Sonntag gleich nach der Vesper nach dem Berglewald davon sind?“ — „Das ist aber doch nix besonders, Meister Zwiak! Für Buben ist der Wald der gesündeste Ort.“ — „Das schon, Herr Dekan, aber was sie dort treiben!“ — „Etwas Schlimmes, Vater Zwiak?“ — „Ich weiß nit, ob's grad was Schlimms ist; hab offen gestanden, nix Böses dabei gfunden — aber man wird's ihnen am End doch verbieten müssen. Möchtet Ihr am nächsten Sonntag nicht einmal mit mir geh'n, Herr Dekan? Das wird intressant, Herr Dekan. Und darf meine Frau sich anschließen und die Tante vom Johann Kümich?“ — „Sagen Sie doch erst einmal, was da oben los ist.“ — „Nein, nein, Herr Dekan, sonst ist ja die ganze Freud verdorben. Und ich mein', wenn man's so unvorbereitet sieht, dann kann man's auch am besten beurteilen. Ihr müßt einfach mitkommen, Herr Dekan.“

Daß der Herr Dekan auch mit soll in den Berglewald, hatte Zwiak daheim nicht geraten. Die Mutter Zwiak und die Tante des Johann hatten ohnehin keine Lust, den Besuch der Kapelle am Sonntag mitzumachen. Jahr und Tag waren sie nimmer droben gewesen. Der Vater Zwiak hatte — nach ihrer Befürchtung — gewiß einen Spuk vor. Nein,

mein, D
er feir
allein

Wa
Zwiak
den be
nern b
den B
schein
Weile
bald a
schöner
der Ka
lieber
zuerst
aber
Leuchte
Bildes
bietet.

Die
Nische
tergeh
Mitar
Wfiss
ein w
steht e
kleine
das u
liegt e
tieren
roten
Pfarr
ein w
men
Der
Herr
—

(,der
diatar
soll ei
der h
lium.
raus
ben, C
lassen
einst
mehr
Gottes
vielen
Jakob
ihr B
ein
dem
einem
suchte
es wa

nein, dem war nie recht zu trauen! — Also soll er seinen Sonntagsbesuch in der Wildnis allein machen.

Was der Herr Dekan mit dem Schuster Zwid für einen wichtigen Gang vorhat? Wer den beiden selten zusammengehenden Männern begegnet, schaut ihnen lange nach. In den Berglewald gehen sie, wie es den Anschein hat. Die Beiden sind nun schon eine Weile in den Tannen verschwunden und bald an der Stelle angelangt, wo man einen schönen Ueberblick über das ehemalige Innere der Kapelle hat. „St! St! Still jetzt, Zwid!“ Ueber das Gesicht des Herrn Dekan huscht zuerst ein Wölkchen des Unwillens, alsbald aber geht es dann wie ein himmlisches Leuchten der Freude darüber wegen des Bildes, das sich ihm und seinem Begleiter bietet.

Die Buben haben den hl. Jakob aus der Nische über dem Türlein der Kapelle heruntergeholt und auf dem aus Steinen gebildeten Altar in der noch ziemlich gut erhaltenen Apfiss aufgestellt. Ueber den Steintisch ist ein weißes Tuch ausgebreitet und darauf steht ein Kelch. Rechts und links brennen kleine Lichtstümpfen. Auf einem Gestell, das sich Bubenhände zurechtgebößelt haben, liegt ein großes Buch, das Meßbuch des amtierenden Herrn Pfarrers. Friedel hat einen roten Schurz umhängen. Er macht den Pfarrer. Der Ministrant Jakob Gaimb hat ein weißes Chorhemd an. „Ah, jetzt kommen wir scheint's grad recht zur Predigt.“ Der Friedel besteigt einen als Kanzel dienenden Felsen und beginnt: „Pst.“ mahnt der Herr Dekan, „daß sie uns ja nicht bemerken!“ — „In Andacht versammelte Zuhörer!“ („der Sapperlot benützt richtig meine Predigtart“, murmelte der Dekan.) „Mein Haus soll ein Bethaus genannt werden! So sagt der heilige Evangelist im heutigen Evangelium. Böse Menschen aber machen oft daraus eine Stätte, wo sie Unarten treiben, Sachen feilhalten und betrügen. Manche lassen das Gotteshaus auch verwahrlosen, wie einst ein Fürst in Wolfach. Sie denken nicht mehr daran, wie so eine heilige Stätte durch Gottes Wunderzeichen entstanden ist. So vor vielen, vielen Jahren das Kirchlein zum hl. Jakob. Als einst hier in diesem Walde Sirten ihr Vieh hüteten, da vernahmen sie plötzlich ein wunderschönes Geläut. Sie gingen dem Geläut nach, und merkten, daß es aus einem Baum kam. Als sie den Baum untersuchten, fanden sie ein Wunderbild darin; es war das Bildnis des hl. Jakobus mit dem

Sirtenstab. Sie brachten die Kunde heim, und aus Freude über den wunderbaren Fund beschloßen die Bewohner der Umgegend, hier an dieser schönen Stelle ein Gotteshaus zu errichten. Viele Jahre lang wurde die Kapelle eifrig besucht, bis ihr die Reformation ein trauriges Ende bereitete. Und das ist schade: Lasset uns darum hoffen, daß der allmächtige Gott sich von neuem des Heiligtums erbarmt und lasset uns in diesem Glauben und in dieser Hoffnung ein andächtiges Vaterunser beten!“ — „Jesses, der Vater und der — Dekan!“ „Lasset uns mitbeten, lieber Meister Zwid!“ Und laut begannen, zum Schrecken der Ueberraschten der Herr Dekan und Vater Zwid das tägliche Gebet mitzusprechen. „Weitermachen, weitermachen jetzt!“ rief der entzückte Geistliche Herr den Buben zu, als sie in Angst und Verlegenheit nun ihre Andacht schleunigst einstellen wollten. Friedli nahm alsdann seinen Platz wieder ein. Es folgte ein sehr schön gesungenes „Vateroster“ und das Schlußevangelium, und auch das „Ite missa est“ fehlte nicht. Vater Zwid war überstaunt, als er nun sah, wie der alte Herr Dekan seinen Buben innig in die Arme schloß. „An mein Herz, du Gott geweihtes Kind! . . . Das war eigentlich, außer meiner ersten hl. Messe, der innigste Gottesdienst, dem ich beigewohnt. Wenn da unser Vater im Himmel droben keine Freude dran hat!“

Freudig bewegten und stolzen Herzens marschierte die kleine Truppe dem Städtchen zu, der kleine Friedli neben dem Herrn Dekan, den er in kindlich unschuldiger Weise dargestellt hatte. Der Herr Dekan aber machte während des Heimwegs schon und nachher in seiner Stube daheim einen großen Plan für den nächsten Sonntag: Die St. Jakobkapelle muß wieder ein Heiligtum werden wie eh! Ein seltenes Gottesfest muß es geben im alten Wolfach!

„Wißt ihrs auch schon? Am nächsten Sonntag gibt's eine Prozession nach St. Jakob!“ Wie ein Lauffeuer gings durch's Städtchen. Die Ortspolizei hatte nicht nötig, es auszuschellen! Als im Hauptgottesdienst der Geistliche auf der Kanzel es verkündete, daß nach der Vesper ein Gang mit Kreuz und Fahne nach der alten Jakobskapelle stattfinden, war schon männiglich bereit, die ungewöhnliche St. Jakobsfahrt mitzumachen. Wärmster Sommer Sonnenschein lag über Wolfach und Rinzigtal, als die Glocken der Stadtkirche einsetzten und zum Wandergang

nach St. Jakob einladen. Mehr als dreihundert Personen, beteiligten sich mit Rosenkranz und Gebetbuch in der Hand, an dem Zug. Die Uebrigen zogen es vor, vorerst den Zuschauer zu machen und das nächste Mal unter Umständen mitzuwallen. Viele glaubten doch noch nicht recht an die angesagte Wiederaufnahme der alten Wallfahrt nach St. Jakob droben im finstern Tannenwald. Viel Arbeit hatte es die Woche durch gemacht den Platz am Kapellchen etwas zuzurichten, damit die Andächtigen auch Platz hätten. Der gute Schuster Zwid hatte mit einigen frommen Handwerkern fleißig geschafft, um die Umgebung der Kapelle gehörig in Stand zu setzen. Schon zog die andächtige und natürlich nicht wenig neugierige Schar vor das alte Heiligtum. Der Mehner Haimb hatte die für die Feier nötigen Gewänder und Geräte beigetragen. Gleich nach Ankunft betrat der Herr Defan im Priestergewand den Altar, die Ministranten Friedle Zwid und Kümich waren ihm zur Seite, die Andächtigen schlossen sich im Kreise an. Zuerst eine Ansprache: — „Wer Platz findet, kann sich setzen.“ — „Liebe Pfarrkinder,“ begann der alte Herr Defan. „Der liebe Gott hat wieder einmal auf seine eigene Weise gezeigt, wie gut er es mit seinen Kindern meint. Mit weiser Fügung hat er vor vielen Jahren hier im Walde das Heiligtum zum heiligen Jakob bauen lassen. Spätere Geschlechter haben es aber vergessen und verwahrlosten lassen. Und wir Heutigen haben es bis jetzt auch unterlassen, die Pflicht zu übernehmen, für das so schön gelegene Heiligtum zu sorgen. Schon längst müßte der seinerzeit durch große Opferwilligkeit unternommene Bau wieder in alter Schönheit dastehen. Der ehrwürdige St. Jakob mit dem Stab wartet sicher mit Sehnsucht auf die Erneuerung des ihm ge-

weiheten Werkes. Wollen wir Aelteren der Gemeinde uns denn beschämen lassen durch Kinder, die uns vormachen, wie man Heiligtümer ehrt? Knaben aus Wolfach (die Namen brauche ich nicht zu nennen) haben uns den Weg zu unserer Pflicht gezeigt. Lassen uns den Wink verstehen! In frommer Botschaftigkeit wollen wir das Werk wieder in Stand setzen, schöner als es früher war. Als Gelöbniß beten wir jetzt an der altgeweihten Stelle den glorreichen Rosenkranz, „Der von den Toten auferstanden ist,“ und anschließend singen wir dann ein jubelndes „Großer Gott wir loben dich,“ das unser braver Friedle Zwid anstimmen muß. Amen.“ In voller Lönen brauste das alte herrliche Gotteslied „Te deum laudamus“ durch den Wald. Frömmer und froher gestimmt als je, so darnach die Gemeinde wieder dem Städtchen zu, in der Mitte der Held des Tages an der Seite des Herrn Defan.

Als wieder der St. Jakobstag war, da stand das verfallen gewesene St. Jakobskapellchen in voller Schönheit da. Ein Fürstenberger hat das Bauholz dazu gegeben, und die Wolfacher hatten alle Ehr darein gesetzt, ihr Heiligtum von neuem würdig auszugestalten. Seit Wochen war das Kirchlein von einem Domherrn aus Konstanz neu geweiht. Am St. Jakobstag konnte da an dem prächtigen Altar, ein feierliches Hochamt gehalten werden.

Einige Jahre waren verstrichen, da ließ ein Neupriester in St. Jakob eine zahlreich besuchte hl. Messe. Wer mag das wohl sein? — Der liebe brave Friedle Zwid ist's, der nun ein richtiger Priester geworden.

Ein altes Sehnen wohnt im
Menschenbusen,
Das die Bedrängten treibt
von Herd und Haus,
Um zu den Füßen eines
Gnadenbildes
Ein stillres Heim, ein Ruhe-
land zu suchen



Und Arznei für Unglück und
Gebreiß.
Der Schwache wirbt um
Kraft, um Mut der Tage
Der Sieche fleht um der Ge-
nehung Heil.
Und ein Gelübde muß der
Schuld'ge lösen.

Friedrich Wilhelm Weber.

F⁵ ger
Die In
weitem
großen
nun et
ich ihn
nämlich
im dar
Freund
Murgt
schönste
waldes.
wenig
etwas!

Als i
mit ein
des Jo
reft au
große
näher
desto
ich am
seine
Bruder
hatte er
eingem
können.
lich gel
als ich
hatte.

Bald
weißer
Gewalt
überlie
Ich k
„Wer
„Sch
„Wer
„Der
von Pf
„So,
Steht e
der der
„Ja,
Früh, f
„Sah
will, di
willst, i
moment
drinnen
Da
eigentli

Mein Besuch bei Heinrich Hansjakob.

Von Johannes Wunsch.

Es ist eine meiner liebsten Erinnerungen, die ich heute ausgraben will. — Die Freiburger kannten ihn ja schon von weitem, wenn der große Mann mit dem großen Hut irgendwo auftauchte. Es mögen nun etwa zwanzig Jahre verflossen sein, da ich ihn persönlich kennen lernte. Er kam nämlich oft ins Murgtal nach Forbach, wo er im damaligen Pfarrer Späth einen alten Freund besaß. Hansjakob selbst nannte das Murgtal von Kastatt nach Schönmünzach das schönste und romantischste Tal des Schwarzwaldes. Darauf waren wir Murgtälner nicht wenig stolz; denn sein Urteil galt uns etwas! —

Als ich nach Freiburg kam, da steuerte ich mit einem Auftrag und einer Empfehlung des Forbacher Pfarrherrn in der Tasche direkt auf die Sankt Martinsklause zu, wo der große Mann herrschte in seinem Reich. Je näher ich aber dem Franziskanerplatz kam, desto schwüler wurde es mir zu Mute. Als ich am Pfarrhause klingelte, da öffnete mir seine Schwester und gab mir Bescheid, daß ihr Bruder in der Karthaus droben sei; dort hatte er sich nämlich für die Sommermonate eingemietet, um ungestörter arbeiten zu können. So schlenderte ich halt diesem idyllisch gelegenen alten Kloster zu und war froh, als ich die lange Karthäuserstraße hinter mir hatte.

Bald stand ich, von einer Schwester mit weißer Haube geführt, vor dem Zimmer des Gewaltigen. Die Schwester verschwand und überließ mich meinem Schicksal.

Ich klopfte an.

„Wer ist draußen?“ rief es von innen.

„Ich bin's halt!“ entgegnete ich.

„Wer ist das halt?“ So der von drinnen.

„Der Hans aus dem Murgtal mit Grüßen von Pfarrer Späth in Forbach!“

„So, so! Was macht der Pfarrer Späth? Steht er immer noch so früh auf?“ So wieder der von drinnen.

„Ja, die Leute nennen ihn deswegen auch Früh, statt Späth!“

„Sahaha! Das ist gut; aber was ich sagen will, du kannst auch hereinkommen, wenn du willst, ich fresse dich nicht, habe keinen Hunger momentan!“ So wieder die Stimme von drinnen.

Da faßte ich mir ein Herz — es war eigentlich schon längst in die Hosen ge-

fallen — und klinkte die Tür auf. Da saß Hansjakob an einem Schreibtisch, der über und über mit Büchern und Schriften beladen war. Auch ein schöner Waldblumenstrauß stand noch darauf. Es war nun allerdings ein schwieriges Stück Arbeit, bis zum Tisch vorzudringen, denn auch der Fußboden glich einem umgestürzten Bücherschrank. Man mußte sich in der Tat den Weg förmlich bahnen, um zu ihm zu gelangen.

Hansjakob aber drehte sich um und blickte mich durch seine scharfen Brillengläser durchdringend an. Er glich einer Denkfäule aus Erz. Doch jetzt erhellte sich sein Gesicht und er drückte mir die Hand, daß ich es kräftig spürte.

„Nimm doch Platz!“ meinte er noch.

Das war aber wieder leichter gesagt, als getan. Alle Stühle lagen voll von aufgeschlagenen alten Charteken, Lexikons, Kalendern, Manuskripten und Zeitschriften. Ich mußte in diesem Augenblick äußerst hilflos dreingeschaut haben; denn er kam mir zu Hilfe und sagte lachend:

„So, das macht man nämlich ganz einfach!“

Und er warf einen Stuhl mitsamt dem, was darauflag, um und — leer war derselbe!

„Jetzt kannst du dich sicher setzen!“ fügte er schelmisch hinzu.

Und das tat ich denn auch.

So konnte endlich das Gespräch beginnen. Ich mußte ihm aus dem wilden Murgtal erzählen und er hörte aufmerksam zu.

Plötzlich sagte er zu mir: „Se, ich weiß ja gar nicht mehr, wie du heißt! Es ist schon lange her, seit ich zum letztenmal bei euch in Forbach war!“

„Mein Name?“ stotterte ich bestürzt.

O Himmel, hilf! Ich hatte meinen Namen vergessen, wie einst das schöne Blumlein Vergißmeinnicht im Paradies. Aber mir half kein Herrgott in meiner Not. Hansjakob lächelte pfeifig, dabei startete er auf meine linke Hand, in der ich etwas hatte.

„Hast du einen Brief da oder wolltest du mir sonst etwas geben?“ sagte er nun.

Ja, da hatte ich einen Brief vom Pfarrer Späth, und darauf stand glücklicherweise auch mein eigener Name, dessen erster Teil am 24. Juni gefeiert wird.

„So, jetzt weiß ich, wie du heißt!“
Und ich wußte es zu meinem allergrößten Erstaunen auch wieder.

„Weißt du, so heißt auch der Kronenwirt in Forbach, bei dem ich einmal übernachtete, da es zu spät war, um noch zum Späth ins Pfarrhaus zu gehen.“ „Du hast einen schönen Namen,“ meinte er noch, „der Wunsch ist ja oft der Vater des Gedankens, nicht wahr? Und wenn du nur diesen einen Wunsch hast fürs Leben, dann bist du glücklich; leider haben wir alle gar so viele Wünsche, die nicht in Erfüllung gehen.“

Diese Worte brachten mich wieder ins alte Geleise. Jetzt wußte ich ja wieder meinen Namen! Und dieser Name hat mir schon manchen Streich gespielt. So wurde ich einmal einer jungen reichen Dame vorgestellt, und da diese meinen schönen Namen hörte, da errötete sie lieblich und kispelte schüchtern: „A, welch netter Name! Den möchte ich auch gerne haben!“ Ich aber war taub dagegen und entgegnete trocken: „Bedauere, ich gebe ihn nicht her und denke auch gar nicht daran!“

Doch dies so nebenbei. Es gibt halt Stunden im Leben, die man am besten als verpaßte Gelegenheiten bezeichnen kann.

Hansjakob aber lachte damals, daß die Stühle wackelten und der alte Kockkopf über Sankt Ottilien sein Haupt neigte, und sagte foppend:

„Weißt du was? Du mußt Professor werden, denn du hast die beste Empfehlung dazu, und die heißt allemal Zerstreung!“

Und als ich ihm sagte, daß ich Sprachen studiere, da wurde er ernst und erklärte bestimmt:

„Das ist ein schönes Studium; gehe aber deinen eigenen Weg und pfeife eins auf die Meinung der Menschen, sonst wirst du irre am Leben, wie so viele andere.“ —

Nun, Hansjakob wußte ja am besten, was die eigene Ueberzeugung wert ist. Als man ihn im heiligen Kulturkampf in Waldshut vom Direktorposten der dortigen Gelehrten-schule zum letzten Lehrer der Anstalt degradirte, da zog er den Professorenrock für immer aus und hing ihn an den Nagel. Er zog als einfacher Pfarrer nach Hagnau am Bodensee.

Er war trotz seiner großen Gelehrsamkeit ein guter Schwarzwälder Pfarrer. Es war eine kritische Zeit damals, für einen Mann mit fester, eigener Ueberzeugung doppelt kritisch, denn die Wogen des Kulturkampfes gingen hoch und bespülten auch die reizenden Ufer des Bodensees. Nach vielem Leid wurde

er Pfarrer von Sankt Martin in Freiburg. Ich habe alle seine Werke gelesen; Hansjakob war ein guter Priester mit kindlich gläubigem Gemüthe. Er war fromm. Das beweisen am besten auch seine herrlichen Morienpredigten, von denen er mir damals ein Exemplar zum Andenken mit auf den Lebensweg gab. —

Ueber eine Stunde war ich bei ihm in der Karthaus. Er begleitete mich ins Freie und sagte noch, den Blick auf die dunkeln Tannenwälder geheftet:

„Mein junger Freund! Die Welt ist so schön! Es ist ein wunderbares Bilderbuch Gottes! Lies und blättere gerne in diesem Bilderbuch; denn wer die schöne Natur mit ihren Blumen, Bäumen, Brunnlein und Bergen liebt, der ist ein guter Mensch und geht nicht zugrunde!“

Ich fühlte so recht, daß ein großer Geistesmann vor mir stand; seine Worte machten einen tiefen Eindruck auf mich. Er sagte zum Abschied auch noch die markigen Worte:

„Werde nur kein Schmeichler! Gehe immer deinen eigenen Weg! Lieber zehnmal grob werden mit der Wahrheit, als einmal schmeicheln in Unwahrheit. Der Schmeichler ist in 99 von 100 Fällen ein gewissenloser Lügner, und der Welt muß unbedingt die Wahrheit gesagt werden, wenn sie fortbestehen soll!“

Das war sein Abschiedswort. Er gab mir die Hand, ich grüßte nochmals und ging in die Stadt zurück. Und dieser Besuch bei dem großen Erzähler und Gelehrten blieb mir bis heute unvergessen. —

Heinrich Hansjakob ist einer der wenigen großen Volksschriftsteller, welche die Wahrheit auf ihr Schild geschrieben haben. Er strebte auch nicht nach Ruhm und Ehren; Menschengunst betrachtete er als Rauch und Dunst, der im Wind vergeht. Bemerkenswert ist ja sein Verhalten bei der Verleihung des Jähringerlöwenordens. Als er ihn erhielt, packte er alles fein säuberlich wieder in ein Schächtelchen zusammen und ließ das Packetchen per Post dorthin zurückgehen, woher es gekommen war! In Karlsruhe war man nicht wenig verdußt ob dieser Erledigung; aber im Grunde genommen hatte Hansjakob recht. Er wollte keine Ehre von denjenigen haben, die ihn in früheren Jahren schwer gekränkt und verfolgt hatten. —

Hansjakob war ein derber Schwarzwälder, der die Wahrheit sagte, wenn es manchmal auch etwas grob herauskam. Er hatte nämlich das „Glacehandschuhanziehen“ nie gelernt. Hansjakob war ein guter Kanzelredner.

redner, und wenn es in Freiburg hieß: „Der Hansjakob predigt heute!“, so konnte man überzeugt sein, daß die altehrwürdige Sankt Martinskirche schon zwei Stunden vorher bis auf das letzte Pläschen gefüllt war.

Hansjakob war ein Kind des Volkes! Er verstand es, die Saiten der Volksseele hell klingen zu machen wie kein zweiter vor ihm; daher liebte ihn auch das Volk. Seine Bücher machen eine stattliche Bibliothek aus. Welche Summe von Gedanken, von Wiß und Ernst, von Wahrheit und Schönheit steckt in diesen Bänden! Lauteres und ungekünsteltes Volkstum, tiefes Wissen, echte Frömmigkeit, innige Liebe zur Heimat und größtes, tiefempfundenes Mitleid mit den Menschen, offenbaren seine Werke, die mit Verstand und

Gemüt in stillen Stunden gelesen werden müssen.

Hansjakob ist neben Alban Stolz der bedeutendste Volkschriftsteller der badischen Heimat, des Schwarzwaldes. Er war ein rücksichtsloser Wahrheitsprediger. Er kannte tatsächlich keine Furcht, wenn es galt, die Wahrheit so zu sagen, daß sie wirksam war. Er war ein Verteidiger, ja ein Märtyrer seiner Religion, seiner inneren Ueberzeugung. Und er opferte dieser seiner geraden und offenen Auffassung die glänzende Laufbahn, die sich ihm erschlossen hatte. Heinrich Hansjakob war ein christlicher Held und mutiger Streiter für Wahrheit und Recht. Und der Zweck dieser Zeilen soll es sein, das Andenken, dieses großen Mannes in treuer Liebe wachzuhalten; denn er hat es verdient!

+

Der Palmsonntag im Hohenwald.

Von Jakob Ebner.

Noch liegen der abgelebte Winter und der jugendliche Frühling im Kampfe, die Amsel versucht ihre ersten herzerquickenden Lieder; es ist Palmsonntag. Kaum ist die Asche des Fastnachtsfeuers ausgefunkt und erloschen, steht das unruhige Herz des Schwarzwaldobers wochenlang im Banne einer anderen Frühlingssitte: jetzt gilt's, den schönsten Palmen kunstgerecht zu fertigen, um ihn durch die Dorfstraße zur Kirche zu tragen am „Palmsonntag“, der Gemeinde zur Augenweide.

Woraus besteht denn der Palmen? Bei der Palmprozession, von der die spanische Pilgerin Aethria aus Jerusalem im Jahre 88 berichtet, werden sicherlich nur Zweige von der palästiniischen Palme, und Keiser vom silbergräulichen Delbaum getragen worden sein. Auch heute noch werden in südlichen Ländern Palm- und Delzweige verwendet. Die echten Palmzweige werden oft weit her bezogen. In einigen nördlichen, aber immer noch dem Süden benachbarten Gegenden, läßt man Delzweige kommen. Berühmt ist der Palmenmarkt in Innsbruck. Bei uns dienen immergrüne und neuverbreitende Zweige der Stechpalme (Neranthus folium), die im Deutschen wegen ihrer Auszeichnung am Palmtag den Namen erhalten hat. In einigen Gegenden wird die Haselstaude und die Salweide mit ihren

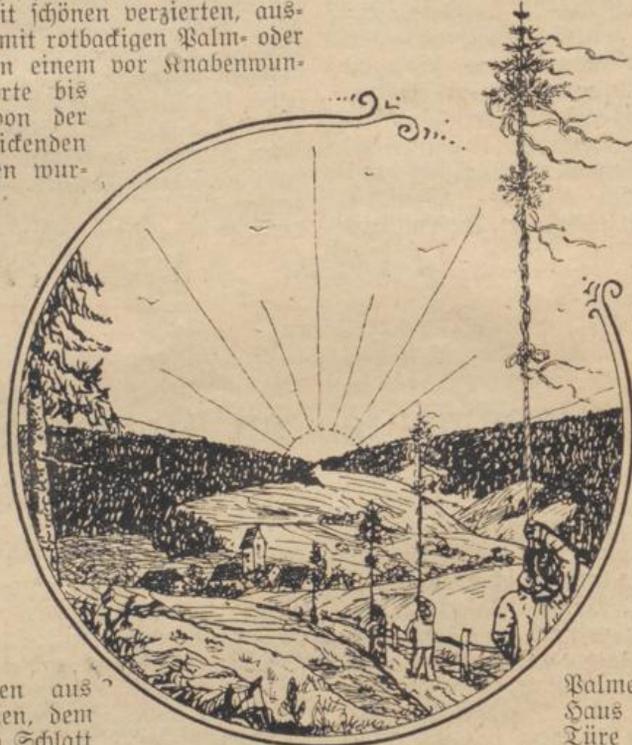
blütenstaubreichen Würstchen und Kästchen bevorzugt. Am Bodensee hat die jungfräuliche Birke, die in einem warmen Raum zum Treiben gebracht wurde, den Ehrenrang unter den Bäumchen und Sträuchern. In der Schweiz werden da und dort hohe Stangen feillich und baumartig mit Quirlen und Sträußen von Stechpalmen und anderen Zweigen ausgeschmückt, und mit prangenden Nessel geziert, wie wir es sehen auf dem bekannten Gemälde Zellmanns „Palmsonntag in der Schweiz.“ Ich brauche es nicht zu sagen, wo der Schwarzwälder seinen Palmen holt. In seinem Tannenwald. Die himmelstische, harmonische, freudige Weißtanne wird für diesen Tag erkoren; sie ist die edle Schwarzwälderin. Vor allem kommt es darauf an, daß dieses Tannenbäumchen auf einer möglichst langen Stange prangt. Wer den längsten Palmen unter uns Buben hatte, war der Palmkönig! Und wer zuletzt am Palmsonntag aus den Federn hupfte, war der Palmesel! Ich bin heute noch stolz darauf, daß ich einmal einen Palmen hatte, der bis an die Decke unserer geräumigen, hohen Kirche reichte. Schon längst vor dem Feste ist die Stange entrindet und gedörrt worden. Die Palmstange wird von unten bis oben mit mehrfarbigem Glanzpapier kunstvoll umwickelt. Eine Dickrübe wird durch-

löchert, mit Tannen- oder Buchweizen ganz bestachelt wie ein Igel, schön rund geschoren, und oben etwa 2 Meter in die Stange hineingesteckt. Ein runder Kranz von Stechpalmen wird mit seidnen, farbigen Bändern unter der Krugel befestigt, daß er beim Tragen um die Stange hin und her schwenkt. Oben wird das Tannenbäumchen mit der Stange verzapft, überreich geschmückt mit flatternden Papierbändern, mit schönen verzierten, ausgeblasenen Eiern, mit rotbackigen Palm- oder Zährpfeln, die an einem vor Knabenwunderstigen sicheren Orte bis zu dieser Zeit von der besorgten, weitblickenden Mutter aufgehoben wurden.

Vor drei Jahren auf meiner Fahrt vom Heuberg nach Bruchsal machte ich einen Abstecher über den Palmsonntag in mein Heimatdorf Unterlupfen; ich mußte wieder einmal einen „heimatlichen Palmsonntag“ erleben.

Es hat das Erste geläutet zum Gottesdienst. Schon wallen die gefunden, stämmigen Hogenbuben aus den drei Ortsteilen, dem Dörfle Wiehl und Schlatt der hochgelegenen Kirche zu. Da und dort hängt einem ein Seilstumpfen aus der Schobentasche. Die Palmen müssen in der Kirche oben an den Bänken festgebunden werden. Es wird mitten in der Passionszeit feiertätlich in dem Dorfe, wie damals in Jerusalem, als der Herr und Meister seinen Einzug hielt, und das jubelnde Volk ihm Palmzweige auf den Weg streute. Dem Großvater, der selbst an dem Palmen mitgekünstelt hat, glänzt eine Freudenträne im Auge; er denkt 60 Jahre zurück, und die ganze Knabenzeit steht vor seiner Seele. Die buntfarbigen Palmen sind in der Kirche festgeseilt, das heimatliche Gotteshaus hat ein Feierkleid angezogen; es jubelt und freut sich. Einen Blick in das

Schiff der Kirche auf die glückliche Knabenschar, auf die in Reihen hochragender Palmen, macht mich um 40 Jahre jünger, ich bin wieder ein Kind unter diesen Kindern. Der Priester hat unter herrlichen, inhaltsreichen Worten die Palmen geweiht und geeignet, der Gottesdienst ist vorüber. Die Buben tragen die geweihten Palmen mit noch größerem Knabenstolz heimwärts, da und



dort ein Lob erhaschend aus der schaulustigen Menge der Kirchenbesucher.

Der Palmsonntag wird im Hausgarten an einem Pfosten festgebunden, wo er die ganze Karwoche bei Wind und Wetter verbleibt. Am Ostersonntag, bei der Morgendämmerung, muß der Bube der den Palmsonntag in die Kirche getragen, denselben flink und froh hereintun unter Dach und Fach. Da heißt es früh aufstehn! Wenn ein anderer den

Palmen loslöst, vor das Haus stellt oder vor die Türe wirft, muß der Palmträger ihm wohl oder

wehe einen Teil seiner Osterschokolade abtreten; zudem wird er gefoppt und geneckt als Siebenschläfer. Ich habe es trotz der langen Zeit heute noch nicht vergessen, daß des Nachbarn Gregor, ein Schulkamerad, mir an einem Ostermorgen den Palmen mit seinen wallenden farbigen Bendeln vor das Fenster meiner Schlafkammer stellte. Die Osterjonne war kaum aufgegangen, als er freudig lachend kam, und die Osterschokolade holte, die die Mutter mit Grün und Blumen gefärbt hatte. Mir wollte an jenem Ostersonntag das Alleluja nicht recht aus der Kehle, aber ich machte den festen Voratz, wichtige Stunden nicht mehr zu ver-schlafen.

Fin
sch
im Bod
hohen A
du den
grüne
öffnet
alle Far
Beeten
das ne
Ranten
mitten
Palmen
sonniger
zaubert
die glü
erzähler
gen, die
Leise si
deine T
mer bli
Zweige
Blihen;
liebliche
schmeich
Dort
leuchten
homen
des Wa
in den
und ha

Zu
St
Di
We
Un
So
Ti

Auf der grünen Mainau.

Von Augustin Wibbelt.

Ein wunderliebliches Plätzchen auf der schönen Gotteswelt ist die Insel Mainau im Bodensee. Schon von weitem grüßen die hohen Wipfel über die blaue Flut. Betrittst du den stillen Strand und steigst durch die grüne Dämmernacht des Waldes empor, so öffnet sich oben eine lachende Gartenpracht: alle Farben des Regenbogens liegen auf den Beeten verstreut, Weinlaublen locken dich in das neckische Schattenspiel ihrer lustigen Ranken, ernste Zypressen stehen träumend mitten in blühender Rosenblut, und hohe Balmen schauen stolz und fremd aus ihren sonnigen Winkeln. Du irrst umher wie verzaubert und möchtest fragen, ob das nicht die glückliche Insel sei, von der die Fabeln erzählen, das weltentrückte Gefilde der Seligen, die heimliche Heimstätte süßen Friedens. Reife singen die Bäume ihr altes Lied in deine Träume hinein. Ein blauer Schimmer blickt durch das Grün der hängenden Zweige und winkt herauf mit goldenen Blüten; es ist der See, der sein Kleinod, die liebliche Mainau, mit weichen Armen umschmeichelt.

Dort waren wir gewandelt einen langen leuchtenden September-Nachmittag, geruhamen Ganges, im lichtdurchwobenen Dämmer des Waldes, auf schwellenden Wiesenhängen, in den klingenden Farbengluten der Gärten, und hatten Augen und Seele vollgetrunken

und gesättigt mit Schönheit. Nun fügte es der Zufall, daß ich eine Weile allein blieb auf einer Bank am Ufer.

Ueber mir rauschten uralte Bäume, und zu meinen Füßen raunten die ewig jungen Wellen, leise und geheimnisvoll. Die Sonne war untergegangen, und der See hatte allen Glanz verloren. Ein mattes Grau zog sich endlos in die Weite. Ganz fern, vom Abenddunste umschleiert, stand ein Segel, das immer tiefer tauchte in den Nebel und in den See, jacht hinübergleitend in die Unendlichkeit. Mein Auge haftete an dem einsamen Segel. Hinter mir lag die Insel, die blühende Pracht, der längst erlöschene Sonnenschein; vor mir der Abend, der endlose See, das schwindende, verblassende Segel. Meine Seele zog mit dem Segel und grüßte mit demütigem Neigen den ernstesten unter allen Gottesengeln, — den Tod....

Noch immer schlugen die Wellen ans Ufer, ruhelos raunend, in ewigem Spiele. Das Segel aber war verschwunden, versunken oder zerfloßen im Nebel, ausgelöscht am trüben Horizonte.

Ich stand auf und ging.

Und neben mir ging einer unhörbaren Schrittes. Seine ernste, heilige Nähe füllte meine Seele mit feltjamem Grauen und süßem Troste.

*

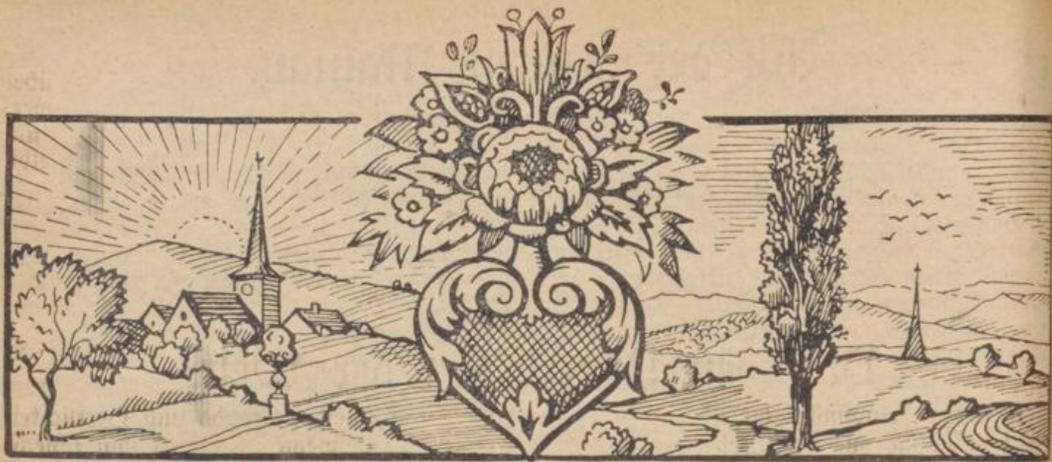
Zu Konstanz auf dem Dome.

Zu Konstanz auf dem Dome
Stand ich voll Lust und Weh,
Durchwallt vom grünen Strome
Weitum der blaue See,
Und in den Abendgluten
Sob rosig aus den Fluten
Tirol der Alpen Schnee.

Horch! Klang' nicht aus den Tiefen
Und von des Ufers Kranz,
Als ob dich Nixen riefen
Zum Abendringeltanz?
„Herab zu mir, du Wand'rer!
Hier unten blüht ein and'rer,
Ein frischerer Lebensglanz.“ —

Die Glocke von dem Dome
Klang mich so traurig an;
Da schwamm im Sternestrome
Der Fürst der Nacht heran:
Sauft lächelnd durch die Wogen
Kam still der Mond gezogen
In seinem Wolfenfahrn.

Aug. Schnezler.



FÜR SEELE UND SONNTAG

Vergiß das Beste nicht!

Von Anton Sack.

Was das Beste im Leben ist, das wurde mir an einem strahlenden Pfingstmontage so klar wie nie zuvor.

Wir wandelten durch die grüne Traumfeligkeit des frühlingssonnigen Waldes. Kein mistöniger Gassenhauer, kein staubaufwirbelndes Auto belästigte uns, nicht einmal der rasselnde Lärm eines Eisenbahnzuges störte die Stimmung. O feliges Schreiten! O Weihe, o Friede! Busch und Baum trugen neues Laub, Blättchen grün und zart wie leuchtende Seide. Die weißen Mai-glöckchen sandten uns duftende Grüße. Gelbe Falter taumelten die stillen Wege entlang. Hin und wieder schrie der Kuckuck. Und als wir aus dem Wald traten, da lagen der leuchtgrüne Wiesengrund, das leise rauschende Lauberweh, die bewaldeten Hänge des jenseitigen Ufers vor uns in feiertäglicher Stille und Sonne. Und dann läutete eine einsame Glocke hinter dem Walde. Fernher und feierlich klang es und drang ins innerste Herz. Sehnsüchtig, erfüllt von süßen Klängen und wunderbarer Ahnung, regte die Seele ihre weißen Taubenflügel und stieg in leuchtende Höhen.

O armseliges Erdenleben! Nicht dein Geld und Gut und Genuß ist das Beste! In diesen Gütern, „die das Leben vergänglich zieren“, schleppen heute Millionen Menschen wie an Sklavenketten in Mühsal, Arbeit,

Sorgen, Qualen und Schlechtigkeit, — und sie hören nicht die Glocken, die hinter dem Walde läuten; ihnen klingen keine geheimen Quellen, die mit ulbernem Lachen in die Dede eines Altages aufsprudeln; sie kennen nicht die Sehnsucht, deren Flügelrauschen über diese Welt hinausträgt, vorüber an strahlenden Höhen sonnen in das selige Reich ewiger Erfüllung. Das aber ist gerade das Beste am Leben.

Höre ein schlichtes Märchen aus der Jugendzeit! Eine gütige Fee schenkte einem Sonntagskinde die blaue Blume und als es damit eine Bergwand berührte, siehe, da taten sich für ein Viertelstündchen geheime Tore auf zu Schatzkammern voll Gold und Perlen und köstlicher Kleinodien. Da legte das Kind die blaue Zauberblume aus der Hand und füllte sich alle Taschen mit den Kostbarkeiten. Als seine Zeit aber abgelaufen war, rief eine mahnende Stimme: „Vergiß das Beste nicht!“ Auf das hin fuhr das törichte Kind noch einmal mit beiden Händen in eine Schatztruhe voll blinkender Diamanten. Dann entfernte es sich — und die Bergwand schloß sich wieder. Das Beste aber hatte das Kind doch im Berge vergessen, — die blaue Blume, die ihm den Weg zu den Schätzen immer wieder erschlossen hätte.

Gibt
füllen i
ichränke
mit Vor
Beste,
sucht, d

Als E
vol
geht in
ganze
liches u
Strafe
feinen
künftige
aus der
bei irge
im Sei
Schwäc
Prüfung

Schon
un
der Blun
Ehre ein
nach der
Städte
ren Nie
und gut
läßt er
Zentifo
in man
er auch
Hausgär
platz e
Knoipen
geht, sich

Gibt es heute nicht viele solche Loren? Sie füllen ihren Beutel mit Geld, ihre Kassen-
schränke mit „Wert“papieren, ihre Scheunen
mit Vorräten und sie vergessen darüber das
Beste, — die blaue Blume der Himmelsje-
hucht, das Aufsehen nach dem Ewigen, Gött-

lichen, Wunderbaren. Sie hören nicht die
mahnenden Glocken der Ewigkeit, die über
dem rastlos lärmenden Getriebe dieser ver-
gänglichen Welt läuten und künden, daß un-
ser glückverlangendes Herz unruhig bleibt,
bis es ruht in Gott.

+

Von den Drangsalen der Welt.

Als Strafe empfindet die Drangsale der Welt nur der, dessen Freude und Herrlichkeit
vollständig auf der Welt beruht. Nur der trauert und weint, wenn es ihm schlecht
geht in der Zeitlichkeit, dem es nicht gut gehen kann nach dieser Zeitlichkeit, der die
ganze Frucht des Lebens genießt, dessen ganzer Trost hienieden endigt, dessen vergäng-
liches und kurzes Leben nur hier einige Wonne und Lust erwartet und dem nur mehr
Strafe und Schmerz bevorsteht, wenn er von hinnen geschieden ist. Dagegen kennen die
feinen Schmerz über das Hereinbrechen der gegenwärtigen Uebel, die mit Vertrauen den
künftigen Gütern entgegensehen. Und so lassen wir uns durch diese Widrigkeiten weder
aus der Fassung bringen noch entmutigen, weder betrüben wir uns, noch murren wir
bei irgendwelchem Verlust an Hab und Gut oder bei leiblicher Krankheit. Da wir mehr
im Geiste als im Fleische leben, besiegen wir durch die Stärke unseres Geistes die
Schwäche des Leibes. Wir wissen und vertrauen darauf, daß gerade das uns nur zur
Prüfung und Stärkung dient, was für euch nur Qual und Pein ist.

Hl. Cyprian

(Bischof von Carthago, enthauptet 258)

+

Die Rose als Sinnbild.

Von Anton David S. N.

Schon der Mai brachte der Blumen viele
und schöne. Der Juni bringt die Rose,
der Blumen Königin, und man sieht, er will
Ehre einlegen; er richtet sich dabei aber auch
nach den Leuten. In den Prunkgärten der
Städte stehen auf beiden Seiten der saube-
ren Kieswege lange Reihen schön gezogene
und gut gepflegte Rosenstöcke. An diesen
läßt er die gefüllten, die „hundertblättrigen“
(Bentifolien) prangen, überaus duftig und
in manchfarbner Schönheit. Gefüllte trägt
er auch hinaus aufs Dorf in die schlichten
Hausgärten, wo dem Rosenstock ein Ehren-
platz eingeräumt ist, wo man seine
Knospen zählt und jeder einzelnen, die auf-
geht, sich freut — und steht der Stock dann

in seinem vollen Schmucke da, so kommt ihm
kein anderer Pierstrauch an Wert und Würde
gleich. Der Rosenbringer geht aber auch
noch die Hecken entlang an Straßen und We-
gen und weiter ins Feld, wo am Rain
einjame Büsche stehen, und steckt auch
dort überall Rosen aus, jedoch nur einfache
und gleichwohl zierlich an Form und wohl-
duftend. — Die Rosen sind des Juni Werk.

Es kann nicht anders sein, eine Blume so
ausgezeichnet durch Schönheit und Wohlge-
ruch, mußte mehrfach ein Sinnbild werden.

Die Rose ist zunächst das S i n n b i l d e r
L u g e n d, namentlich der jungfräulichen
Sittsamkeit. Ein treffliches Sinnbild, für-
wahr! Die Rose sproßt an einem harten un-

ansehnlichen Stamm und ist mit scharfen Dornen bewehrt. Auch die Tugend und Sittsamkeit gedeiht nicht im Wohlleben und in der Weichlichkeit; sie braucht Härte und Entschiedenheit gegen die eigene bequeme Natur und muß sich gegen Zudringlichkeit und Nachstellung scharf wehren können.

Die Rose ist auch Sinnbild irdischen Glückes. Davon haben wir den Ausdruck „auf Rosen (auf Rosenblättern) gebettet sein“ und den andern: „das wird ihm keine Rosen tragen“.

Weil bei den üppigen Festen des heidnischen Altertums Rosen in verschwenderischer Fülle und Pracht zur Verwendung kamen, so ist die Rose gar auch Sinnbild der Weltlust geworden. Das Buch der Weisheit schon läßt die Gottlosen und Ungläubigen sprechen: „Mit Rosen wollen wir uns bekränzen — köstliche Weine und Salben wollen wir in Fülle gebrauchen.“ Indes wie bei der Rose der scharfe Dorn lauert, so fehlt auch der Lust der schmerzliche Stachel, die Reue nicht — und so ist die Rose nicht bloß Sinnbild der Sinnenlust, sondern zugleich auch der dem Genuße folgenden Reue.

Die Sinnbildlichkeit der Rose geht aber noch weiter. Die Rose welkt schnell und die Rosenzeit selbst eilt vorüber: ist die Rose daher nicht auch ein Bild der Vergänglichkeit des Irdischen? Siehst du in deinem Lieblingsstrauch die vollerblühte schöne Rose, freust du dich ihrer Pracht und genießest du ihren süßen Duft, vernimm doch, was sie dir sagt: „Ich bin ehrlich. Deine Freude an mir währt nur kurz. Nach wenig Tagen schon fällt Pracht und Duft auseinander und liegt in mißfarbenen Blättern verstreut am Boden; ein Bild hinfälliger Schönheit, zergangener Freude, zerstörten Glückes. Und so ist es mit aller Schönheit auf Erden, mit Glück und Freude.“ ... Es schadet aber durchaus nicht, daß gerade die Königin der Blumen dir die Vergänglichkeit dessen, woran du dich hienieden freuen möchtest, so greifbar vor Augen stellt. Wenn die Verhältnisse dem Menschen Wohlsein und Glück gewähren, so ist er ge-

neigt, an den festen Bestand seines Glückes zu glauben. Mit diesem Glauben beschleide ihn der Hochmut, und der Uebermut gesellt sich dazu. Die zwei aber sind die Feinde seines Glückes, weil sie in ihm seine guten Eigenschaften nicht mehr zur Geltung kommen lassen. Siehst du? Darum laß dir gesagt sein, was dir im Garten dein Rosenstock wohl „verblüht“, aber zum Greifen verständlich, zuspricht.

Mir kommt noch eine liebe Erinnerung. Gewiß hast du in jüngeren Jahren gleich mir viel gesungen. Dann sangst du wohl auch oft das schöne Lied „Reiters Morgengefang“, das da anhebt: „Morgenrot, Morgenrot.“ Eigentlich ist das Lied ernstes Inhalts und auch die Weise ist schwermütig, aber in den Tagen der Jugendlust singt man solche Lieder ganz gern auch bei froher Stimmung. Der zweite Vers lautet:

„Ach, wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt!
Tuft du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen —
Ach, die Rosen welken bald!“

Eine junge Menschengestalt mit rosigen Wangen gleicht einem Rosenstock im Juni. Auch diese Rose welkt gleich den Rosen im Garten; sie welkt in wenig Jahren, auch wenn ein früher Tod sie nicht bricht, wie er sie bricht in dem jungen Reiter, der durch die Brust geschossen wird; sie welkt unter den Mühen und Sorgen des Lebens — und so welken wir alle. Daran liegt aber nichts. Worauf es ankommt, das haben wir auch gesungen und daran wollen wir uns erinnern.

„Darum still, darum still!
Züg' ich mich, wie Gott es will!
Und so will ich tapfer streiten
Und soll ich den Tod erleiden,
Stirbt ein braver Reitersmann.“

Darauf kommt es an und daran liegt alles, daß jeder in seiner Weise tapfer streitet und als braver Kämpfer vor Gott sterben kann!

*

Das Menschenleben ist aus Ernst und Spiel zusammengesetzt, und der Weiseste und Glücklichste verdient nur derjenige genannt zu werden, der sich zwischen beiden im Gleichgewicht zu bewegen versteht.

Goethe.

Königin.

Ein nachdenkliches Märchen von Marie M. Schenk.

Es war einmal eine junge Königin! — Sie hatte nicht Vater noch Mutter, noch liebe Geschwister. Ein Kreis schlauer Räte umgab sie, wenn sie auf ihrem goldenen Throne saß und regierte, und ein Schwarm schmeichlerischer Höflinge huldigte ihr überschwenglich, wenn sie im hohen Kuppelsaale des Schlosses ihre rauschenden Feste gab.

Das kleine Reich der jungen Königin war schön. Sie liebte es sehr und nicht minder liebte sie ihr Volk, das glücklich zu machen ihr aufrichtiger Wille war. Aber sie hatte ihre ganz besondere Ansicht vom Glückseligkeit: sorgloses Genießen, prunkvolle Feste, prächtige Schaustellungen, üppige Gastmähler hielt sie für die höchsten Freuden des Lebens. In ihrer ganzen Umgebung war keiner, der sie eines bessern belehrt hätte; die schlauen Räte nicht, weil sie viel leichter nach ihrem eigenen Sinn realeren konnten, wenn die junge Königin ihren Vergnügungen oblag, die Höflinge erst recht nicht, weil das bunte, feste, reiche Hofleben ganz nach ihrem Geschmack war.

Das heißt: einer war da, der mahnte und warnte und versuchte auf jede Weise ihr die Augen zu öffnen und ihre Gedanken auf edlere Dinge zu lenken. Das war ihr treuer Narr, der stets zu ihren Füßen auf den Stufen des Thrones saß, wenn sie regierte, und bei den fröhlichen Festen nie von ihrer Seite wich. Aber auf ihn hörte die junge Königin nicht, sondern lachte nur über seine ernstesten Worte und seine traurigen Augen. Wer wollte auch auf einen Narren hören!

Und weil es ihr doch so sehr am Herzen lag, ihr Volk zu beglücken, gab sie ihm Feste ohne Zahl, jede Woche mindestens eines, und jedes dauerte drei Tage, und eines war immer köstlicher und prunkhafter als das andere. Dabei mußte das Volk doch glücklich sein!

Anfänglich schien es auch so, denn wo die junge Königin sich zeigte, scharte sich das Volk um sie und jauchzte und jubelte ihr zu. Aber nach und nach ward der Jubel gedämpfter und die Festfreude machte einer schalen Langweile Platz; denn nichts bekommt man baldert satt, als immer nur Süßigkeiten, und keine noch so strenge Tagesarbeit erschöpft so sehr wie immerwährender Festsaumel. Und gerade die Arbeit litt bitter Not unter der fröhlichen Herrschaft der jungen Königin. Alles blieb liegen: die Sand-

werker rasteten, die Kaufleute schlossen ihre Läden zu, die Bauern bestellten ihre Felder nicht — und als die Zeit der Ernte heran- nahte, sah es trostlos aus in dem schönen Lande. Dazu kam noch: die junge Königin konnte nicht rechnen — aber auch nicht ein klein bißchen — und die schlauen Räte und die schmeichlerischen Höflinge hüteten sich wohl, es sie zu lehren; und über den Narr, der die Rechenkunst fürtrefflich verstand, lachte sie und spottete über sein Warnungen.

Eines Tages jedoch war der Kronschatz völlig aufgebraucht und in den schweren Truhen der Staatskasse sah man den blanken Boden. Aber darum hörten die Feste noch lange nicht auf, im Gegenteil: der schlaue Rat erfand Steuern und immer wieder neue Steuern und schränkte das Volk so lange für seine eigenen Feste, bis es im wahren Sinne des Wortes erschöpft war: erschöpft an Lebenskraft und erschöpft an Hab und Gut. Da hörten die Volksfeste von selber auf, denn das Volk weigerte den Gehorsam und festete nicht mehr mit. Dumpf und stumpf lebte es dahin; die meisten hatten in der Zeit der Feste das Arbeiten verlernt und wußten sich nun nicht zu helfen.

Wenn jetzt die junge Königin durch das Land fuhr, schallte ihr kein heller Jubel mehr entgegen; verdrossen stand das Volk am Wegrand und starrte grollend auf die goldene Kutsche. Die junge Königin verstand das je länger je weniger; das frohe Lächeln, für das ihr keiner mehr dankte, erstarb auf ihren Lippen und sie ward sehr traurig.

Eines Tages aber blieb das Volk nicht mehr am Wegrand stehen; es drängte sich um den Königswagen, manche geballte Faust erhob sich und drohende Rufe schollen ihr entgegen. Die junge Königin blickte entsetzt.

„Was wollen sie?“ fragte sie bang. Keiner gab ihr Antwort: nur ihr Narr sah sie traurig an und sagte: Brot, Königin!, sie heißen Brod!“

Da lachte die junge Königin und rief: „Brod? Ei, warum denn Brod? — sie sollen Kuchen haben!“

Jedoch das Volk wollte keinen Kuchen mehr; es litt längst Hunger und war der Verzweiflung nahe; darum schrie es nach Brod, und etliche unter ihnen, die noch alter guten Zeiten gedachten, verlangten mehr. „Arbeit und Brod!“ schrien sie.

Das war die letzte Ausfahrt der jungen Königin; mit Entsetzen sah sie, wohin sie mit ihren Beglückungsversuchen ihr Volk getrieben hatte. Nun wollte sie gerne gutmachen, aber dazu war es zu spät. Die erregte Menge stürmte nach dem Schlosse und begehrte Einlaß, und als die Königin nach ihren schlaun Räten schickte, war keiner zu finden, sie hatten sich aus dem Staube gemacht, und einige, die nicht nur schlau, sondern noch dazu falsch waren, mischten sich unter das Volk und hezten es gegen die junge Königin auf.

Immer wilder schrie das Volk vor dem Schlosse, immer schärfer klagte es die junge Königin an und verlangte, daß sie sich ihm auf Gnade und Ungnade ergebe. Die schmeichlerischen Höflinge, um ihr eigenes Leben zu retten, beschloßen, die junge Königin auszuliefern. Indeß sie mit dem Volke verhandelten, sprang der Narr herzu, warf der jungen Königin einen grauen Mantel über, ergriff ihre Hand und führte sie durch einen geheimen Gang aus dem Schlosse. Willenlos ließ sie alles über sich ergehen; erst als der Weg durch den Wald und über das Gebirge beschwerlich wurde, stöhnte sie und wollte nicht mehr weiter; sie verlangte nach ihrer goldenen Kutsche. Der Narr aber gönnte ihr keine Rast: er stückte sie und trug sie halb, bis sie die Grenze des Landes erreichten. Dort warf die junge Königin einen letzten Blick auf ihr verlorenes Land, nahm ihre Krone vom Haupte, hüllte sich in ihren grauen Mantel und weinte bitterlich.

In einer Höhle im Grenzwalde rüstete der Narr ein weiches Mooslager für die junge Königin und reichte ihr aus seiner Ledertasche, die er vor der Flucht fürsorglich gefüllt hatte, zu essen. Darauf schlief sie erschöpft ein, und der Narr hielt die ganze Nacht hindurch an ihrem Lager Wache.

Von nun an wanderten sie Tag um Tag weiter, bis sie in ein fernes fremdes Land kamen, wo keiner sie kannte. Dort machte der Narr eine abgelegene Waldhütte ausfindig, darin brachte er die junge Königin unter; nach Kräften sorgte er für ihre Bequemlichkeit, immer war er um sie und suchte sie von ihren trüben Gedanken abzubringen und aufzuheitern. Sie litt schwer unter der Einsamkeit und gewöhnte sich noch schwerer an das so sehr veränderte Leben. Der Narr, der sein Dasein willig mit Waldbeeren und Wurzeln fristete, mußte ab und zu ins Thal hinabsteigen, um bei den Menschen allerhand Leckerbissen für die junge Königin einzutauschen. Dafür mußte sie

ein Schmuckstück um das andere, das sie bei ihrer Flucht getragen hatte, preisgeben, und von jedem trennte sie sich unter Tränen. Sie entbehrte ihr prunkhaftes Schloß, ihre blumenreichen Gärten, die rauschenden Feste und die fröhlichen Menschen und grollte dem Narren, daß er sie all diesem entrißen hatte; denn mit jedem Tag vergaß sie mehr, in welcher Gefahr sie damals stand, und daß sie einzig dem Narren ihr Leben verdankte.

Der Narr lächelte nur traurig bei ihren Vorwürfen; ihm tat das Herz weh, wenn er sah, wie die junge Königin litt, und noch weher, als er merkte, daß das Unglück sie nicht zu besserer Einsicht hatte bringen können.

Einmal, als er wieder zu Thal stieg, kehrte er abends nicht zur gewohnten Stunde zurück. Da ward die junge Königin zunächst sehr zornig, und sie nahm sich vor, den Säumnigen bei seiner Heimkehr hart zu strafen. Je mehr aber die Nacht voranschritt, desto mehr schmolz ihr Zorn und machte einer großen Furcht Platz, denn noch nie in ihrem Leben hatte sie eine Nacht allein in einem finstern Walde zugebracht. Endlich weinte sie sich müde in den Schlaf.

Die Sonne kam, nicht aber der Narr. Da suchte sie, aufs neue erboßt, nach etwas zu essen in der Hütte und fand auch noch einiges; der Tag verging, und noch eine laue, diesmal schlaflose Nacht brachte sie allein in der Hütte zu und zehrte am Morgen die letzten Vorräte auf. Als aber gegen Mittag der Narr immer noch nicht zurückgekehrt war und der Hunger sich bemerkbar machte, ging sie in den Wald um Beeren zu suchen. Diese fand sie wohl, nicht aber am Abend den Rückweg in ihre Hütte, und so sah sie sich gezwungen, im Walde zu übernachten. Da sah sie nun in der lauen Sommernacht an dem Stamm einer uralten Eiche gelehnt und dachte voll Sehnsucht an ihr schönes Land und an ihr Volk, das sie doch so sehr liebte und das sie doch so gerne hatte glücklich machen wollen. Ganz gewiß war es mit der Gefahr damals nicht so schlimm gewesen, wie der Narr es hingestellt hatte; hätte er sie nur mit ihrem Volke reden lassen, so wäre sicher alles wieder ins rechte Geleise gekommen.

„Ich will heimgehen zu meinem Volke und ihm sagen, wie lieb ich es habe — und alles wird wieder gut werden!“ dachte sie.

Das war leicht gedacht, aber schwer getan. Als der Morgen kam und sie sich auf den Weg machen wollte, empfand sie heftigen Hunger, und sie wäre glücklich gewesen, hätte

sie, w
Beeren
reichte
des un
deren
hinzu
Herde
wohnt
essen.

Blicker
irdene
Kessel
Mit
gin d
trauige

Da
Löffel
nigin
mit d

Hunge
aus u
alles

dem z
mitfam
ward
schickte
ihr d

eine S
das W
„Du e

Sun
weiter
nieder
hof.

„Ich
reichte
biß sie

„Ach
warum
habe i
köstlich

Die
liche
sie er

„Ich h
Da w
Stroh
spürte

waren
schließ

Früh
terte n

„Ste
und ri

„Ich
herrlich
„Ich
lachte;

sie, wie Tags zuvor, ein paar Handvoll Beeren gefunden. Müde und hungrig erreichte sie gegen Mittag das Ende des Waldes und sah vor sich eine Hütte liegen, aus deren Dachlücken Rauch aufstieg. Sie trat hinzu und erblickte ein Weib, das sich am Herde zu schaffen machte. Des Wittens ungewohnt, heischte sie mit kurzen Worten zu essen. Das Weib musterte sie mit schorfen Blicken, griff dann nach einem zerprungenen irdenen Scherben und schöpfte aus einem Kessel Kohlsuppe hinein, die nach Rauch roch. Mit spitzen Fingern nahm die junge Königin die Speise in Empfang, sah sie mißtrauisch an und verlangte nach einem Löffel.

Da lachte das Weib. „Was ist das: ein Löffel?“ fragte es; „Trinke!“ Die junge Königin versuchte es, aber es ging nicht, ging mit dem besten Willen und dem größten Hunger nicht: die Brühre sah zu sonderbar aus und roch noch viel sonderbarer. Zu allem Unglück brach auch noch ein Stück aus dem zerprungenen Teller heraus und dieser mit samt der Suppe fiel auf den Boden. Da ward das Weib zornig und jagte die ungeschickte Bettlerin von der Türe. Als diese ihr drohend zurief: „Bewegene, ich bin eine Königin und werde dich strafen!“ ließ das Weib ab von ihr und lachte mitleidig: „Du eine Königin? — eine Närrin bist du!“ Hungrig wanderte die junge Königin weiter und stieß gegen Abend erschöpft und niedergeschlagen auf einen stattlichen Bauernhof.

„Ich habe Hunger!“ jagte sie leise. Man reichte ihr ein Stück hartes Brot, und gierig biß sie hinein.

„Ach!“ seufzte sie, „nun verstehe ich erst, warum mein Volk keinen Kuchen wollte — habe ich doch bis heute nicht gewußt, wie köstlich ein Stück Brot schmeckt.“

Die neugierige Bäuerin hätte die wunderliche Fremde gern nach allerlei ausgefragt, sie erhielt aber immer nur die eine Antwort: „Ich habe den Weg verloren und bin müde.“ Da wies man ihr im Stalle eine Schütte Stroh als Lager an, und die junge Königin wüßte gar nicht mehr, wie hart die Halme waren und wie sehr sie stachen, sondern schlief alsogleich sanft und friedlich ein.

Frühmorgens kam die Stallmagd und polterte mit den Melkeimern.

„Steh auf, faule Langschläferin,“ schrie sie und rüttelte die Fremde wach, „steh auf!“

„Ich will nicht!“, sagte die junge Königin herrisch; „ich habe noch nicht ausgeschlafen.“

„Ich auch nicht!“, rief die Stallmagd und lachte; „aber wer essen will, muß bei uns

mit dem ersten Sonnenstrahl zu arbeiten anfangen.“

„Arbeiten?“ fragte die junge Königin — „arbeiten — was ist das?“

Die Magd sah sie verwundert an und schüttelte den Kopf. „Arme Närrin!“ dachte sie und wies die Fremde an, ihr beim Viehfüttern zu helfen.

Widerwillig trug die junge Königin Heu herzu; aber nun stachen die Halme, die Fliegen unfürten sie in unziemlicher Weise, der warme Stalldunst beleidigte ihre Nase, und als gar eine unkluge Kuh ihr den Schwanz ins Gesicht schlug, setzte sie den Korb nieder und fing kläglich zu weinen an. Als sie endlich ihr Schüffelchen Milch und ein großes Stück Brot verdient hatte, stillte sie ihren Hunger; dann aber zog sie weiter, den Heimweg zu suchen in ihr Land zu ihrem lieben Volke.

Doch mit jedem neuen Tag ward sie müdloser; immer noch wanderte sie durch fremdes Land auf beschwerlichen Wegen, die gar kein Ende nehmen wollten. Ja, wenn ihr Narr sie geführt hätte: wie leicht und schön wäre da die Fahrt in die Heimat gewesen!

Zudem merkte sie bald, daß es überall war wie auf dem Bauernhofe: wer nicht arbeitete, hatte auch nichts zu essen; und noch ein anderes merkte sie: je mehr die Menschen arbeiteten und je fröhlicher sie es taten, desto glücklicher und zufriedener sahen sie aus, desto besser schmeckte ihnen ihr wohlverdientes Brot und desto mehr freuten sie sich an den einfachen Festen am Sonntag, wenn die Wochenarbeit getan war.

Da gedachte sie reuig ihres getreuen Narren, der ihr so oft von den wahren Freuden des Lebens gesprochen und den sie so oft deswegen ausgelacht hatte. Und als sie mit ihren Gedanken erst so weit war, dauerte es nicht mehr lange bis sie einsah, wie sehr ihr die rechte und echte Liebe zu ihrem Volke gefehlt hatte und wie sie selbst durch ihre Mähe und Höflinge um ihr bestes Königsout betrogen worden war. Wie Schuppen fiel es ihr von den Augen: was sie für Glück gehalten hatte, war eitel Lug und Trug, und ihre Liebe zu ihrem Volke war eine falsche Liebe gewesen; gerade als sie meinte, ihm wunder was zu gut zu tun, tat sie ihm das Vergste an, was sie nur konnte: sie machte seinen Sinn flatterhaft, seine Hände untätig und seine Seele hungrig. Als ihr diese Erkenntnis aufging, barg die junge Königin ihr Haupt in den Händen und weinte lange. Jetzt mußte sie den Weg heimfinden, denn nun wußte sie, was für sie

noch einzig zu tun übrig blieb: vor ihr Volk hintreten mußte sie und bekennen, was sie aus Unwissenheit an ihm gesündigt hatte, mußte ihm sagen, wie sehr sie es liebe und mußte ihm den wahren Weg zum Glück weisen, den Weg der Arbeit und Genügsamkeit. Komme dann was wolle: mit keiner Wimper wollte sie zucken; wenn es ihr nur gelang, ihres Volkes Liebe zurück zu gewinnen.

Und siehe! am Abend desselben Tages, als sie beim Scheiden der Sonne auf hoher Bergeskuppel stand, sah sie tief unter sich ihr geliebtes Land liegen. Mit freudepochendem Herzen stieg sie andern Tags hinab und wandelte auf bekannten Wegen ihrem Schlosse zu. Wo immer sie an Menschen vorüberkam, sprach sie gütig zu ihnen und wollte ihnen den Weg zum wahren Glück zeigen. Keiner erkannte sie in dem grauen Mantel und nur wenige achteten anfänglich auf ihre Reden, und diese wenigen lachten sie aus und verspotteten sie. Da ward das Herz der jungen Königin immer schwerer; die ganze Kraft ihrer Liebe legte sie in ihre Worte und allmählich sammelte sich eine aufhorchende Menge um sie.

Schon meinte sie, gewonnen zu haben, da brach es wie eine Sturmflut über sie herein.

„Was will die Närrin?“ schrie es durcheinander; „sind wir denn nicht glücklich, seit wir frei sind? Was wollen wir mehr, seit wir das verhaßte Joch der Königin abgeworfen haben? Arbeit? — zu was denn Arbeit, wenn wir Feste feiern können! Und Brot — wozu Brot, da wir doch Kuchen haben?“

Voller Schrecken erkannte die junge Königin, daß ihr Volk sich auf einem neuen, noch viel gefährlicheren Irrweg befand; ein heißes Erbarmen ergriff sie, weit breitete sie die Arme aus und rief beschwörend: „Hört auf mich und kehret um — ihr geht auf falschen Wegen! Nur in der Arbeit ruht der Segen, nur in der Genügsamkeit findet ihr das Glück. Glaubt mir doch, glaubt eurer Königin, die euch liebt!“

Aus den Falten ihres grauen Mantels zog sie ihre Königskrone hervor, von der sie sich auch in der höchsten Not nicht getrennt hatte und hob sie hoch empor. Aber schon griffen gierige Hände darnach und entriß sie ihr. Wild und müßig lärmte das Volk durcheinander und schloß den Ring immer dichter um sie.

„Unsere Königin!“ schrie einer; „wir haben keine Königin mehr und wir wollen auch keine mehr haben. Diese Närrin, wenn sie wirklich die ist, die früher unsere Königin

war, die uns ins Verderben führte — schlägt sie nieder! schlägt sie nieder!“

„Schlagt sie nieder! — schlägt sie nieder!“ — tönte es drohend von allen Seiten, und da und dort hoben sich geballte Fäuste. Da ließ die junge Königin die erhobenen Arme sinken; mit todtraurigem Blick sah sie über ihr tobendes Volk hin, dann verhüllte sie mit den weiten Falten ihres Mantels das Haupt und erwartete den ersten Schlag.

Er fiel aber nicht! Ein Mann durchbrach mit starken Armen die murrende Menge und stellte sich schützend vor die bedrohte Königin; sein buntes Schellenkleid klingelte leise: es war der treue Narr.

„Zurück!“ schrie er mit starker Stimme in den Aufruhr hinein; „zurück und rührt sie nicht an — es ist mein Weib!“

Da ward es still in dem wogenden Menschenwurm; die erhobenen Fäuste sanken herab und aus dem drohenden Geschrei wurde ein höhnisches Gelächter.

„Sein Weib! des Narren Weib! also eine Närrin und keine Königin!“

Und lachend stob das Volk auseinander.

Die junge Königin aber stand unter ihrem Mantel wie erstarrt und fand für ihr Leid keine Träne. Da löste der Narr mit sanfter Hand des Mantels Falten und sah die Herrin mit einem wunderlichen Blick an. So lange hatte er nach ihr gesucht, seit er, durch allerhand Mißgeschick aufgehalten, zu spät in die verlassene Waldhütte heimaefehrt war. Oft hatte er ihre Spur nur gefunden, um sie alsobald wieder zu verlieren, denn die junge Königin ging arg in der Irre, und nun war er am Ende doch gerade noch zu recht gekommen, um ihr zum zweiten Male das Leben zu retten.

Baghaft ergriff er ihre Hand — da zuckte die junge Königin zusammen und sah vor sich den treuen Narren, der den wunderlichen Blick nicht von ihr abließ. Langsam wich die Starre von ihr und zwei einzige schwere Tränentropfen rollten über ihre Wangen: dann lächelte sie lieblich und reichte ihrem Retter auch die andere Hand dar. — — —

Der Narr aber führte die junge Königin zurück in die einsame Waldhütte und dort ward sie in Wahrheit sein Weib. Und damit begann ein ganz neues Leben für sie: ein Leben der Arbeit und der Genügsamkeit. Nun konnte sie anwenden, was sie auf ihrer mühevollen Heimwanderung gelernt hatte, und sie wunderte sich oft genug darüber, wie leicht das ging und wie wenig sie jetzt ihr prunkhaftes Schloß und ihre üppigen Feste vermied. Wohl war ihr die Königskrone

verlor
Krone
wenn
dachte
wün
Retter
— de
Do
Gedac
blühe

Se
jem
hängt
Ma
mir
so na
deine
unen
nicht
um
Blöb
Turk
verlo
men,
er ha
Bode
auf
mit
Füße
durch
am
grim
Haupt
dieser
schen
Käfte
inner
Gott,
lassen
Be
besser
um

verloren gegangen, dafür aber hatte sie die Krone des Lebens, die Liebe, gewonnen. Nur wenn sie an ihr armes, irregelitetes Volk dachte, ward ihr das Herz schwer und sie wünschte unter Tränen, daß ihm bald ein Ketter ersteh, der es aus seiner Not erlöse — denn sie liebte es noch immer!

Doch blieb ihr nie lange Zeit zu trüben Gedanken: um sie wuchs eine fröhliche, blühende Kinderchar heran, die zu beherr-

schen ihr manchmal mehr Beschwerde machte, als einstens das Regieren über ein ganzes Volk.

In deren Kreise feierte sie ihre stillen Feste und lebte in ihrem kleinen Waldreich an der Seite des Mannes, den sie in Not und Gefahr einzig treu befunden hatte, ein glückliches und beglückendes Leben.

— Es war einmal eine junge Königin —

Der beste Orden.

Gar manches Knopfloch ist geschmückt,
Weil manchem dies und das geglückt.
Mit Klingen und mit Rielen.
Jedweder Leistung Ehr' und Preis:
Der beste Orden, den ich weiß,
Ist eine Hand voll Schwielen.

Friedrich Wilhelm Weber.

Armentrost.

Von Alban Stolz.

Heute, da ich dieses schreibe, ist Karfreitag. Jeder wahre Christ betrachtet an diesem Tag seinen Heiland, wie er am Kreuz hängt.

Manchmal schon hat ein Armer zu mir gesagt: Kein Mensch auf der Welt ist so notdürftig als ich. Und ich sage: Siehe deinen Erlöser am Kreuz an, ob er nicht unendlich notdürftiger gewesen ist. Er hat nicht einmal den elendesten Felsen gehabt, um am hellen Tag vor allem Volk seine Blöße zu decken; er hat in dem grimmigen Durst, welchen jeder bekommt, der viel Blut verloren hat, keinen Tropfen Wasser bekommen, obgleich er gerufen hat: Mich dürstet; er hat in der Todesnot nicht eine Handbreit Boden gehabt, um sein sterbendes Haupt darauf zu legen. Und in dieser äußersten Armut war er noch gefesselt an Händen und Füßen, nicht durch Seil oder Ketten, sondern durch eingeschlagene Nägel, und war krank am Blutsurz aus seinen Wunden und an grimmigen Schmerzen vom Scheitel des Hauptes bis zu den Füßen; und mußte in diesem schrecklichen Zustand von den Menschen nichts als Verachtung, Spott und Lästerung hören und sehen; und selbst der innerliche Trost fehlte ihm. Er rief: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Besinne dich nun, du Armer, ob du es nicht besser hast als dein Heiland. Hast du nichts, um deine Blöße zu decken? Hast du nicht

die notwendigste Nahrung, um das Leibesleben zu erhalten? Hast du nicht ein Lager, wo du dich hinlegen kannst? Bist du auch krank an solcher Pein wie der Gekreuzigte? Und wirst du auch so verlästert wie er?

Vielleicht sagst du: Wenn ich auch nicht so grausam gemartert bin wie der Heiland am Kreuz, so geht es mir doch übel genug. Er hat seine Armut getragen, um die Sünden der Welt abzulösen; aber was meine Armut nützen soll, weiß ich nicht, ich weiß nur, daß sie mir das Leben traurig und bitter macht. Und andere haben es doch auch besser.

Du hättest wohl recht, wenn wir immer auf Erden bleiben müßten und wenn es in Ewigkeit so fortginge. Allein nach diesem kurzen Leben kommt ein unendlich langes Leben. Und in der andern Welt geht es vielen Menschen gerade umgekehrt als in diesem Leben. Der reiche Prasser sitzt in der Hölle, und der arme Lazarus ist glücklich im Himmel bis auf den heutigen Tag und in alle Ewigkeit. Wenn du nach einem Leben in Armut in den Himmel kommst, bist du dann übel gefahren? Wenn ein Verbrecher den andern Tag zum Tod geführt, gehängt oder geköpft wird, so bekommt er vorher noch das sogenannte Henkersmahl; es wird ihm ein gutes, reichliches Essen und Wein und Kaffee aufgestellt. Wöchtest du tauschen mit dem armen Sünder und seinem guten Essen? Gewiß nicht; da ist dir Wasser, Kartoffeln

und Brot doch noch lieber als eine Senfersmahlzeit und hintendran der gewaltfame Tod. — Siehe, das Wohlleben des reichen Brassers und zahllos vieler reichen Leute ist oft auch eine solche Senfersmahlzeit, welche sie noch bekommen vor ihrem bösen Tod und ewiger Verdammung. Ihr Leben ist eine kurze Fastnacht; der Tod ist ihr Aschermittwoch, und dann fängt eine schreckliche Buß- und Fastenzeit an, welche niemals ein Ende nimmt. Wenn du hingegen deine Armut in christlicher Geduld eine Zeitlang getragen hast und am End in den Himmel kommst, so ist dein Leben auf Erden ein Karfreitag, und nach dem Tod kommt deine Ostern mit einem ewig freudigen Alleluja. Darum sagt auch der Apostel Paulus: „Unser vorübergehendes und erträgliches Leiden bringt uns eine ewige, übermäßige Fülle von Herrlichkeit.“

Du könntest aber weiter sagen: Die Leute, welche reich oder doch nicht arm sind, werden auch nicht alle in die Hölle kommen. Und so wäre es mir aber doch lieber, wenn ich nicht arm wäre; ich könnte auch ohne Armut ein christliches Leben führen.

Darauf sage ich so: Arm müssen wir eigentlich alle sein, wenn wir in den Himmel kommen wollen; auch der Wohlhabige muß wenigstens inwendig oder, wie die Heilige Schrift sagt, im Geist arm sein; das Herz darf nicht an Geld und Gut kleben und viel

danach fragen. Darum ist umgekehrt der arme Mensch, welcher mit aller Gewalt Geld und Gut haben möchte, nicht arm im Geiste, und darum kann er sich keine Hoffnung machen auf die Seligkeit, welche den Armen im Geiste versprochen ist. Nun aber gehört es zur Ordnung Gottes in dieser Welt, daß es überall und allzeit Arme und Vermögliche gibt, wie er es auch angeordnet hat, daß es Menschen von zweierlei Geschlecht gibt. So unvernünftig es nun wäre, wenn ein Weib darüber murren wollte, daß es ein Weib und nicht ein Mann ist, so unvernünftig wäre es, wenn du murren wolltest, daß Gott dich unter die Armen statt unter die Reichen gesetzt hat. Er ist der Herr und hat allein das Recht, mit jedem zu machen, was er für gut findet. Du kannst es nicht anders machen, du bist eben arm; aber es ist ein großer Unterschied, ob du einwilligst oder widerspenstig bist. Wenn es dir recht ist, daß du arm bist, und gar nicht reich sein möchtest, weil es Gott so haben will, dann ist deine Armut von großem Wert vor Gott, eine wahre Himmelsleiter. Wenn du aber unzufrieden darüber bist und Mißgunst gegen andere hast, dann bleibst du doch arm; aber deine Armut nützt dir nichts, sie drückt dich noch schwerer als den guten Christen und kann dich zuletzt in die Hölle hinunterdrücken, namentlich wenn du durch Lug, Betrug oder Diebstahl dir zu helfen suchst.

+

Armut und Almosen im deutschen Sprichwort.

Kein Armer soll verachtet werden,
Denn Christus war auch arm auf Erden.

*

Gut Gewissen und armer Herd,
Ist Gold und aller Ehren wert.

*

Fröhliche Armut ist Reichtum ohne Gut.

*

Arme Leute bringen einen Gruß vom lieben Gott!

*

Was du den Armen zur Tür hinausgibst, das bringen die Engel wieder zum Fenster herein.

Tue wohl und schau nicht wem,
Das ist Christo angenehm.

*

Und ist die Gabe noch so klein,
Gott trägt sie ins Register ein.

*

Wer den andern ein Rissen unterlegt,
findet anderswo ein Bett.

*

Wer Edeltaten tut,
Der ist ein Edelblut.

*

rt der
lt Geid
Geist,
ffnung
Armen
gehört
elt, daß
ermög-
at, daß
gibt.
in ein
es ein
ernünf-
st, daß
er die
nd hat
n, was
anders
ist ein
st oder
st, daß
öchtest,
t deine
t, eine
ungu-
egen
; aber
st dich
n und
unter-
ag, Be-
.

ort.

erlegt.



Mater dolorosa.

Nach einem Holzschnitt von Augustin Kolb.

Der Schatzgräber.

Von Johann Wolfgang Goethe.

Arm am Beutel, krank am Herzen,
Schleppt' ich meine langen Tage.
Armut ist die größte Plage,
Reichtum ist das höchste Gut!
Und zu enden meine Schmerzen,
Ging ich, einen Schatz zu graben.
„Meine Seele sollst du haben!“
Schrieb ich hin mit eignem Blut.

Und so zog ich Kreiß' um Kreisse,
Stellte wunderbare Flammen,
Kraut und Knochenwerk zusammen:
Die Beschwörung war vollbracht.
Und auf die gelehrte Weise
Grub ich nach dem alten Schätze
Auf dem angezeigten Platze;
Schwarz und stürmisch war die Nacht.

Und ich sah ein Licht von weiten,
Und es kam, gleich einem Sterne,
Sinten aus der fernsten Ferne,
Eben als es zwölfte schlug,
Und da galt kein Vorbereiten.
Seller ward's mit einem Male
Von dem Glanz der vollen Schaie,
Die ein schöner Knabe trug.

Golde Augen sah ich blinken
Unter dichtem Blumenfranze;
In des Trankes Himmelsglanze
Trat er in den Kreis herein.
Und er hieß mich freundlich trinken;
Und ich dacht': Es kann der Knabe
Mit der schönen lichten Gabe
Wahlich nicht der Böse sein.

Trinke Mut des reinen Lebens!
Dann verstehst du die Belehrung,
Kommst mit ängstlicher Beschwörung
Nicht zurück an diesen Ort.
Grabe hier nicht mehr vergebens,
Tages Arbeit, abends Gäste!
Saure Wochen, frohe Feste!
Sei dein künftig Zauberwort.“

+

Das rechte Hausglück liegt in vier Dingen: einem gnädigen Gott, einem gefundenen Leib, einem braven Weib, einem seligen Tod.

Deutsches Sprichwort.

*

Immer geht vom Hauswesen jede wahre und beständige und echte Volksgroße aus; im Familienglück lebt die Vaterlandsliebe, und der Hochaltar unseres Volkstums steht im Tempel der Häuslichkeit; für sie kann jeder leben, er sei reich oder arm, vornehm oder gering, einfältig oder gelehrt, Mann oder Weib.

lahn.

*

Und wenn man auch allen Sonnenschein wegstreicht, so gibt es doch noch den Mond und die hübschen Sterne und die Lampe am Winterabend — es ist so viel schönes Licht in der Welt.

Wilhelm Raabe.

Der Holzhacker.

Von Karl Siebel.

Er hackt sein Holz Jahr ein, Jahr aus,
Müht sich vom frühesten Morgen,
Und sie besiegt im kleinen Haus
Die tausend großen Sorgen.

Tropft abends ihm der heiße Schweiß
Von seiner Stirne nieder,
Sie trodnet sanft, sie trodnet leis
Die furchenreiche wieder.

So haben sorgen sie gemüht
Seit langen harten Jahren,
Und keiner hat es wohl gemüht,
Wie glücklich beide waren.

+

Samstagabend.

Von Detlev v. Liliencron.

Kaum, kaum noch im zerfließenden Duft,
Wo die Hügel verdämmern, die Landschaft, die Luft,
Raucht der Schornstein einer Fabrik.
Weißer Qualm zieht, zerteilt sich, verichwindet,
Und hört plötzlich auf.
Die Woche hat eben geendet.

Im schmutzigen, staubigen Ehrenkleid
Entströmt, von des Tages Fron befreit,
Der Arbeiterschwarm der Fabrik.
Wenn Schnaps dann und wüßtes Wort sich bindet,
Geht der Lohn rasch drauf,
Und der Sonntag ist morgen geschändet.

Nein, nein, und nein! Auch vom Himmel ein Stück:
Offner Frauenarm, Kinderjubil, häusliches Glück,
Raht der Vater aus der Fabrik.
Wo sich am Herd die Liebe findet,
Hat des Ruhtags Verlauf
Viel künftige Kraft gespendet.

+

Mutter, vergiß das Erzählen nicht!

Von Alphons W. Rathgeber.

Bei der Rückschau über sein langes Leben
erinnerte sich der greise Goethe mit inniger
Freude der seligen Abendstunden, wo er
zu Füßen seiner Mutter saß und auf die
Märchen lauschte, die wie ein unversiegbarer
Quell aus ihrem Munde flossen. Frau Rat
erzählt uns über diese Märchenstunden: „Ich
konnte nicht ermüden zu erzählen, so wie er
nicht ermüdete zuzuhören. Da saß ich und
da verschlang er mich bald mit seinen großen
schwarzen Augen, und wenn das Schicksal

irgend eines Lieblings nicht recht nach seinem
Sinn ging, da saß ich, wie die Bornader an
der Stirne schwoll, und wie er die Träne ver-
biß. Manchmal griff er ein und sagte, noch
ehe ich meine Wendung genommen hatte:
Nicht wahr, Mütter, die Prinzessin heiratet
nicht den verdammten Schneider, auch wenn
er den Riesen totschißt? Wenn ich nur
Halt machte und die Katastrophe auf den
nächsten Abend verschob, so konnte ich sicher
sein, daß er bis dahin alles zurecht gerückt



Hausmärchen

Ludwig Richter.

hatte,
dungst
fig dur
nächste
ner M
gerate
und F
unter
Großm
deren
allema
zählun
fuhr ic
ter im
geheim
uns, d

Glück
Märche
liches
Märche

Liebe
Sag n
Liebe
gab dir
Weg z
Wie d
ichert
Kinder
Welten
Schließ
reichen
frohe
Gnome

... D
Und ich
Schneem
Und pl
Sirenen
Die sie
Und Mi
Die gek
Der He
Das fa
hoch d
Und D
Das B
Und wi
Kottäpp
Und ah
Jung

Und rei
Ein bl
Mit we
Wenn d
Dann i
Im Ra
Und lod

hatte, und so ward mir denn meine Einbildungskraft, wo sie nicht mehr zureichte, häufig durch die seine ersetzt. Wenn ich dann am nächsten Abend die Schicksalsfäden nach seiner Angabe weiterlenkte und sagte: Du hast's geraten, so ist's gekommen, da war er Feuer und Flamme und man konnte sein Herzchen unter der Halskrause schlagen sehen. Der Großmutter, die im Hinterhause wohnte und deren Liebling er war, vertraute er nun allemal seine Ansichten, wie es mit der Erzählung wohl noch werde, und von dieser erfuhr ich, wie ich seinen Wünschen gemäß weiter im Text kommen solle; und so war ein geheimes diplomatisches Treiben zwischen uns, das keiner an den anderen verriet. . ."

Gliückliches Kind, das eine solch begnadigte Märchenerzählerin zur Mutter hat! Glückliches Kind, das den Zauber der abendlichen Märchenstunden erleben darf!

Liebe Mutter, erzählst du deinen Kindern? Sag nicht: ich kann es nicht. Der dir die Liebe zu deinen Kindern in die Seele legte, gab dir auch die Kunst und das Geschick, den Weg zum Herzen deiner Kinder zu finden. Wie die Schwalbe mit ihren Jungen zwitschert, so will der Schöpfer, daß du mit deinen Kindern plauderst und in ihrer Seele neue Welten schaffst. Erzähle deinen Kindern! Schließ ihn auf, den wundervollen, zauberreichen Märchenbrunnen und rufe sie ins frohe Leben, die Zwerge und Wichtel und Gnomen und Elfen. . .

. . . Die Riesentochter steigt von ihren Bergen und schüttet Pflug und Wauer in den Schoß. Schneewittchen lebt zufrieden bei den Zwergen und plaudert mit der Hexe ahnungslos.

Sirenen locken mit verliebter Stimme, Die sieben Schwaben führen ihren Spieß.

Und Ritter Blaubart würgt in wildem Grimme Die zehnte Frau im dunklen Burgversteß.

Der kleine Hans fällt in den schwarzen Graben, Das kam, er quackte immer in die Luft;

Hoch oben kreischt der Schrei der sieben Raben, Und Däumling führt die Brüder aus der Luft.

Das Bäumchen prangt in dunkelgrünem Laube Und wünscht sich, daß es goldne Blätter hätt';

Kottläppchen guckt Großmutter's weiße Haube Und ahnt nicht, daß der Wolf im Bett.

Jung Siegfried will ein Schwert vom König haben

Und reißt die Bäume aus voll Uebermut.

Ein blondes Nixlein zieht den Fischerknaben Mit weißen Armen in die blaue Flut.

Wenn dann die Nebel aus den Wiesen steigen, Dann ist die ganze Elfenchar erwacht,

Im Mondschein führt die Königin den Reigen, Und lockt den Wandrer in die Todesnacht. . .

(L. Jakobowski.)

Erzähle so von all den goldnen Träumen, die von alter Zeit die Seele der Menschen bewegen und führe deine Kinder tief hinein ins goldne Märchenreich. Dann wird euer Stübchen zum geheimnisvollen Feenpalast. Mit glänzenden Augen kauern die Kinder lautlos zu deinen Füßen; das Märchen mit seinen geheimen Schauern steigt auf vor ihrem Blick.

Geht zurück in deine eigene Kindheit und erzähle von deinen Jugenderlebnissen! Laßt die Zeit wieder wach werden, wo „Großvater die Großmutter nahm“; erzähle von den sinnreichen, gemütvollen Sitten und Gebräuchen der alten Zeit. Und vergiß vor allem nicht die innigen ewig schönen Geschichten der heiligen Offenbarung! Erzähle vom wunderbaren Paradiesgarten und der falschen Teufelschlange, vom braven Abel und rohen Cain, von den alles überflutenden Wassern der Sintflut, vom ägyptischen Josef, vom tapferen David und großmännlichen Goliath, vom unsinnig gescheiterten Salomon und der Königin Esther. . . Erzähle von des Jesufindes Geburt im Stall und von der lieben Gottesmutter Maria: laß die armen Hirten fröhlich zum Krippllein eilen und die drei vornehmen Weisen aus dem Morgenland ehrfurchtsvoll ihre Gaben bringen. Erzähle von des Heilands Liebe zu den Kindern und von seinem bitteren Leiden und Sterben. Schlage die Legende auf und sprich mit deinen Kindern von den Heldentaten, von den Gottestaten eines heiligen Panfratius und Tarzisius, einer heiligen Agnes und Cäcilia, Lucia und Agatha usw. Dann werden sich von selbst die Händchen falten zum treuherzigen, lieben Kindergebet.

Mutter, erzähle deinen Kindern!

Sorch auf die vielen Fragen der Kleinen und gib ihnen Antwort! Es ist ja wohl richtig: ein Narr und ein Kind fragen mehr als zehn Weise beantworten können. Die Kinder können mitunter durch ihr ewiges Fragen gar lästig werden. Verliere da nicht die Geduld! Weise die neugierigen Frager nicht barsch ab: „So schweige doch einmal! — Das geht dich nichts an! — Das brauchen kleine Kinder nicht zu wissen! — Du bringst mich noch zur Verzweiflung mit deinem einfältigen Fragen! — Ich weiß es nicht! —“ usw. Den Wissensdurst der erwachenden Seele zu stillen, die verschlossene Truhe der Lebensrätsel weiter und weiter zu öffnen, schau, das gehört ebenso zu deinem Mutterberuf wie das Sorgen für die leibliche Entwicklung und Gesundheit der Kinder.

Mutter, vergiß das Erzählen nicht!



Einmal wird alles vergessen sein . . .

Von Paul Keller.

Einmal wird alles vergessen sein,
Die ganze Schmach und die ganze Pein,
Einmal wird unser deutscher Rhein
Wieder deutsch und unser sein.
Die Fahne wird hoch im Winde weh'n
Und hoch in der Welt in Ehren steh'n.
Kein fremdes Wort wird mehr zum Befehle,
Befreit ist die große deutsche Seele,
Befreit von Schande und Feindesnot
Und neu erstanden vom Ehrentod.
Vorüber ist dann die Raserei,
Verhallt ist der Gasse wildes Geschrei,
Mit stillem, friedlichem Angesicht
Geht jeder Mensch den Weg seiner Pflicht.
Dann sind nicht Hungern und Frieren mehr,
Dann ist kein Leben mehr freudeleer,
Und alles was quälte, das ist gewesen,
Und das franke Deutschland ist wieder genesen.

— — — — —
Und wann wird das sein? —
Gott weiß es allein!
Wohl werden wir selbst dann vergessen sein.
Die Augen, die sich so müde gewacht,
Die sind dann in Frieden zugemacht;
Und was in der Welt uns so wild umtöbt
Und was wir so heftig getadelt, gelobt
Und alles, was unser Fleisch gewann,
Und alles, was uns in nichts zerrann,
Das geht uns dann alles nichts mehr an.
Wir liegen im großen stillen Hafen
Vor Gottes Anker und schlafen und schlafen.
Vergessen, was Bitt'res das Leben uns bot,
Den Krieg und die Schande und all diese Not
Und sind von allem Rohen und Wilden
Weit fort in schönen Friedensgefilden.
Was kümmert's uns dann, wie die Zeit enteilt,
Was kümmert's uns, wie sich die Welt verteilt,
Was kümmern uns böse Friedensverträge

Und alle tückischen Schicksalsschläge?
Alles war eitel, alles war — nichts!
Im Strahlentranze ewigen Lichts
Wird unser armseliges Erdengeschehen
Vor uns als große Torheit stehen.
Einmal wird alles vergessen sein
Draußen im stillen Totenhain —
Schön wird das sein — schön wird das sein!

— — — — —
Von den andern aber, die nach uns kommen,
Wenn die Bürde von uns genommen,
Wenn wir lange vergessen sind,
So ein Enkel oder Urenkelkind,
Das tritt einmal in den Kirchhof hinein
Und liest von einem verwitterten Stein
Einen Namen und eine Zahl,
Und von Mitleid ein tiefer Strahl
Zuckt ihm über das junge Gesicht
Und es spricht:
„Das war auch einer, der im Kriege gelebt,
Einer, der in der Revolution erbebt,
Der hat in Deutschlands dunkelsten Tagen
Bergschwere Lasten getragen;
So schlafe nun in guter Ruh',
Gieber deutscher Pulver du!“
Und der Junge tritt auf die Straße zurück,
Überall Freiheit und Ordnung und Glück,
Der alten Zeit gedenkt man noch kaum,
Sie ist vorbei wie ein wilder Traum.

— — — — —
Deutsche, wir Deutsche, wir müssen sterben,
Doch Deutschland, Deutschland kann nicht verderben.
Glücklich und frei sind unsere Erben;
Einmal wird alles vergessen sein,
Und Deutschland steht wieder im Glorionschein!

Das Ergebnis der Reichstagswahlen.

Am 4. Mai 1924 fanden die Wahlen zum Reichstag statt. Dabei erzielten die verschiedenen Parteien — im ganzen Reich zusammengerechnet — folgende **Stimmenergebnisse:**

Ver. Soziald. Partei	6 014 372	Stimmen
Deutschnat. Volkspart.	5 718 545	"
Landbündliste	574 280	"
Zentrumspartei	3 921 206	"
Kommunisten	3 746 643	"
Deutsche Volkspartei	2 700 447	"
Deutschvölkische Freiheitspartei und Nationalsoz. Arbeiterpartei	1 924 018	"
Demokratische Partei	1 658 076	"
Bayerische Volkspartei	946 649	"
Bayer. Bauernbund	684 395	"
Deutschsoziale Partei	337 943	"
Deutschhannoveraner	319 805	"

Außerdem wurden 842 208 Stimmen abgegeben für Parteien, die kein Mandat erhielten!

Demgemäß beträgt die Zahl der abgegebenen gültigen Stimmen insgesamt 29 388 577.

Außerdem wurden noch etwa 220 000 ungültige Stimmen abgegeben.

Zahl der Reichstagsabgeordneten.

Auf Grund des Wahlergebnisses erhielt:		
Deutschn. Volkspartei	106	Abgeordnete
(106 infolge des Anschlusses von 10 Landbündlern)		
Ver. Soziald. Partei	100	"
Zentrum	65	"
Kommunistische Partei	62	"
Deutsche Volkspartei	44	"
Nationalsozialisten	32	"
Demokratische Partei	28	"
Bayerische Volkspartei	16	"
Bayerischer Bauernbund	7	"
Hannoversche Partei	5	"
Deutschsoziale Partei	4	"
Wirtschaftspartei	3	"

(Die Stimmen für die Wirtschaftspartei sind in der für den bayer. Bauernbund abgegebenen Stimmenzahl enthalten; darum tra-

ten sie in der obigen Aufstellung der Stimmenergebnisse auch nicht besonders in Erscheinung.)

Die Zahl der Reichstags-Abgeordneten beträgt demnach insgesamt 472

Badisches Wahlergebnis:

In Baden nun, das bekanntlich den 32. Wahlkreis bildete, haben sich die Wahlerfolge der verschiedenen Parteien folgendermaßen gestaltet:

Stimmberechtigt	1 402 061	
Abgegebene Stimmzettel	11 023	
Ungültig	10 529	
Gültig abgegeben	941 763	
Zentrum	325 645	Stimmen
Ver. Soziald. Partei	142 801	"
Kommunist. Partei	95 564	"
Deutschnationale Volksp.	75 835	"
Deutsche Volkspartei	74 887	"
Demokratische Partei	73 882	"
Landbund	71 387	"
Völkisch sozialer Block	45 049	"
Wirtsch. Vereinigung des bad. Mittelstandes	21 424	"
Bund der Genossen	6 948	"
Unabh. soziald. Partei	6 153	"
Republikanische Partei	1 404	"
Säuer-Bund	784	"

Die Namen der Reichstagsabgeordneten des badischen Zentrums:

Das badische Zentrum konnte folgende Reichstagsabgeordnete nach Berlin entsenden: Damm, Landwirt und Bürgermeister, Wagenchwend b. Eberbach; Diez, Landwirt, Radolfzell a. Bodensee; Erjing, Gewerkschaftssekretär, Karlsruhe; Fehrenbach, Rechtsanwalt, Reichskanzler a. D., Freiburg i. Br.; Dr. Wirth, Professor, Reichskanzler a. D., Freiburg i. Br.

Auf Grund der Reichsliste des Zentrums gelangte sodann noch Adam Röder, Chefredakteur, Karlsruhe, in den Reichstag.

Demgemäß gehören 6 Zentrumsabgeordnete aus Baden dem Reichstag an. S.

1925 — Das „Heilige Jahr“.

Das Jahr 1925 wird in der katholischen Kirche das „Heilige Jahr“ genannt werden.

In der Vorhalle von St. Peter wurde am Simmelfahrtstage durch Mgr. Wilpert die Bulle „Infinita Dei misericordia“ (Gottes unbegrenzte Barmherzigkeit) verlesen, mit der das „Heilige Jahr“, das Jubeljahr, angekündigt wurde. Das „Heilige Jahr“ entspricht einem alten Brauche; es geht auf eine alttestamentarische Sitte zurück, aufs Sabbatjahr, das als Sühnejahr in bestimmtem Abstand in den Kreislauf der Jahre eingefügt wurde. Die Juden des Alten Testaments erlangten im Sabbatjahr die Güter, die in fremden Besitz übergegangen waren, zurück und kamen so wieder zu ihrer Habe, die Sklaven wurden frei und kehrten heim „ins frühere Haus“, den Schuldnern wurden ihre Schulden nachgelassen. Das Christentum gab jedoch diesem Sühnejahr eine andere Bedeutung, indem es die Sühne in das Geistige übertrug; es verband besondere Gnadenmittel mit diesem großen Jubiläum, um den Menschen wieder in den Besitz der Freiheit zu verhelfen, derentwegen Christus die Welt erlöst hat. Ursprünglich wurde das „Heilige Jahr“ nur in einem Abstand von hundert Jahren gefeiert. Aber schon im Jahre 1343 verordnete Innozenz der Sechste auf die Bitten der Römer, daß es alle 50 Jahre, also bereits 1350 wieder gefeiert werden durfte. Urban der Sechste ließ es alle 33 Jahre, angefangen 1390, feiern. Nikolaus der Fünfte (1447—55 Papst) kehrte nach dem alttestamentlichen Vorbild wieder zum fünfzigjährigen Zyklus zurück, und Paul der Zweite, der von 1464—71 als Papst regierte, ermäßigte dann den Abstand zwischen den Jubeljahren erneut, und zwar auf 25 Jahre, ein Abstand, der seitdem besteht.

Das „Heilige Jahr“ dauert ein volles Jahr. Es beginnt am Heiligen Abend 1924 und dauert bis zum Heiligen Abend 1925. Während dieser Zeit werden nach guter altchristlicher Gepflogenheit aus allen Ländern Pilgerfahrten nach Rom ausgeführt, um besondere Gnaden zu erwerben. Das „Heilige Jahr“ ist nämlich mit einem vollkommenen Ablaß ausgestattet, dessen Erwerbung allerdings große Anforderungen stellt. Der auswärtige Pilger muß außer den bekannten Voraussetzungen die vier Patriarchalbasiliken (St. Peter, St. Paul, Lateran und St. Maria Maggiore) an zehn Tagen (Roms Be-

wohner sogar an 20 Tagen) mit oder ohne Unterbrechung besuchen, und zwar täglich. Beim Besuch muß man nach der Meinung des Heiligen Vaters beten. Die ganz besondere Gebetsmeinung des Papstes für das „Heilige Jahr 1925“ ist der Völkerfriede, „nicht so sehr der in staatlichen Urkunden verzeichnete, als vielmehr der in den Gemütern besiegelte“.

„Dieses Große Jubiläum“, heißt es in der Bulle, „das ein volles Jahr dauert, soll nicht nur die Seelen der einzelnen reinigen und ihre Krankheiten heilen. In dieser Gott wohlgefälligen Zeit werden der Besuch der heiligsten Stätten, die Mehrung der privaten und öffentlichen Andachten, die reichen Gnadenhilfen des Himmels viel dazu beitragen, die Menschen zu höherer Heiligkeit anzusporren und die Gesellschaft zu erneuern. Wie das schlechte Leben der einzelnen der Gemeinschaft schadet, so muß die menschliche Gesellschaft notwendig gebessert und inniger mit Christus vereinigt werden, wenn die einzelnen ein heiligeres Leben beginnen. Es ist schwer einzusehen, wie ein brüderliches Verhältnis der Völker und ein dauernder Frieden wieder eintreten kann, wenn nicht alle Untertanen die Liebe in sich aufnehmen und die Staatslenker nicht in diesem Geiste Beschlüsse fassen.“

„Dann kommt eine ungeheuere Schar von Pilgern nach Rom, dem zweiten Vaterlande der katholischen Völker. Sie besuchen gemeinsam den gemeinsamen Vater, bekennen vereint den gleichen Glauben, empfangen miteinander die die Einheit bewirkende heiligste Eucharistie, schöpfen und mehren jenen Geist der Liebe, den als Hauptmerkmal der Christen schon die heiligen Denkmale der Stadt Rom erweisen und empfehlen. Was könnte aber nützlicher sein als das, um die Herzen der Menschen und der Völker miteinander zu verbinden?“

„Möchten in dieser vollkommenen Liebe auch jene Völker sich vereinen, die eine jahrhundertelange unheilvolle Trennung von der Römischen Kirche fernhält! Angenehmeres und Tröstlicheres könnte Uns nicht begeben, als wenn viele von ihnen, wenn auch nicht alle, zur einen Herde Christi zurück-

feh
jes
und
aufne
und
hen,
wenn
geord
es in
infolg
lage
zur L
zu m
Gott
nung
„E
anläß
erfleh
ber j
den T
er vi

Die
die da
Eltern
fes v
In
die
und
weiter
Eine
wußt
beschr
jen
heran
ten.
nützt
Welt
leidet
Gesch
Leben,
Sprac
Chara
gilt es
lassen
gabe
muß
Schul
ziehung

kehrten und Wir sie bei Gelegenheit dieses Großen Jubiläums liebevoll umarmen und in die Zahl Unserer teuersten Söhne aufnehmen könnten!"

„Um die Frömmigkeit der Völker zu nähren und zu mehren und reicheren Gewinn zu ziehen, wäre es allerdings von größtem Nutzen, wenn der Verlauf des Jubiläumjahres so geordnet und geregelt werden könnte, wie es in vergangenen Zeiten geschah. Aber was infolge der äußeren Umstände und der Zeitlage den Einrichtungen und Organisationen zur Vorbereitung der künftigen Festlichkeiten zu mangeln scheint, das wolle der gütige Gott durch die Reichthümer seiner Erbarmung reichlich ersetzen!"

„Etwas ganz Besonderes haben Wir noch anlässlich dieses Jubiläums, das ihr mit Uns erleben mögt. Wir meinen die Wiederherstellung des Friedens, nicht in den Dokumenten, sondern in den Seelen; ist er vielleicht auch weniger fern als früher,

für Unsere und aller Erwartung scheint er immer noch zu fern zu sein. Wenn ihr, Roms Bewohner oder Gäste, frei von Schuld und liebeentflammt, dieses große Gut in den Heiligtümern der Apostel erfleht, besteht dann nicht frohe Hoffnung, daß der Friedensfürst Christus, der einst mit einem Wink die Fluten des Galiläischen Meeres beruhigte, voll Erbarmen für die Seinigen die Stürme stillen und zur Ruhe bringen wird, die Europa so lange in Aufruhr halten?"

„Ein zweiter Wunsch von Uns ist, daß alle Bewohner Roms und alle Jubiläumspilger ein doppeltes Anliegen der göttlichen Barmherzigkeit dringend anempfehlen, das Uns überaus große Sorge macht und für die Religion von höchster Bedeutung ist: daß die Katholiken zur wahren Kirche Christi kommen und daß die Verhältnisse in Palästina so gefügt und geordnet werden, wie die heiligen Rechte der Kirche es fordern." S.

+

Vom Kampf um die Schule.

Von Diözesanpräses Dr. Ernst Föhr.

Die Schule ist eine gar wichtige und heilige Sache. Sie ist eine Angelegenheit, die das größte Interesse vor allen Dingen der Eltern, aber überhaupt des gesamten Volkes verdient.

In der Schule wird die Jugend, die künftige Generation, herangebildet und ihre Erziehung stark beeinflusst, ja in weitem Umfange geradezu wahrgenommen. Eine gute Schule, die sich ihrer Aufgabe bewußt ist, wird sich nie und nimmer darauf beschränken können, einzig und allein Wissen zu vermitteln, auf die Erziehung des heranwachsenden Geschlechtes aber zu verzichten. Auch hier gilt das Heilandswort: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet!" Was nützen dem heranwachsenden Geschlechte alle Kenntnisse im Schreiben, Lesen, Rechnen, Naturlehre, Sprachlehre, Sprachkunde und anderem mehr, wenn die Charaktererziehung vernachlässigt wird? Hier gilt es: Das eine tun und das andere nicht lassen! Unterrichten und Erziehen ist Aufgabe der Schule. Soweit sie erziehen will, muß sie das tun in christlichem Sinn. Die Schule muß sich an die Leitsätze jener Erziehungsweisheit halten, wie sie der große

Lehrmeister, unser göttlicher Heiland, vermittelt hat, wie sie vererbt wurde auf unser Geschlecht und auch uns verkündet wird durch die Autorität der katholischen Kirche. Diese Erziehungsweisheit wird sich daher am besten entfalten können in einer katholischen (konfessionellen) Schule, d. h. in einer Schule, in der die Kinder und die Lehrer katholisch sind, in der die Lehrfächer von katholischer Erziehungsweisheit durchdrungen sind, in einer Schule, in der die Kinder sowohl theoretisch als praktisch angehalten werden zur Erfüllung ihrer religiös-sittlichen Pflichten.

Diese Bekenntnisschule ist bisher in fast allen deutschen Ländern die Regel gewesen. Nur in wenigen Ländern, wie in Hessen-Rassau und vor allen Dingen in Baden ist es anders. Unter schwerem Kampf ist im Jahre 1876 dem badischen Volk diese Bekenntnisschule entzogen und an deren Stelle die Simultanschule gesetzt worden, die jedoch durch besondere Garantien in konfessionell ungemischten Gemeinden sich immerhin der Bekenntnisschule nähert.

Mit diesem alten Erfolg sind indessen die Gegner christlichen Denkens nicht zufrieden; demgemäß sind sie seit Jahrzehnten uner-

müdig an der Arbeit, das Schulwesen so weit irgend möglich zu entchristlichen, zum mindesten aber eine neutrale, wenn nicht eine direkte gottlose staatliche Zwangsschule zu schaffen. Die Revolutionswahlen des Jahres 1919 gaben den Vertretern und Anhängern solcher Anschauungen eine außerordentliche Stärke in der Nationalversammlung. Schwere Kämpfe spielten sich dortselbst ab zur Erhaltung der Bekenntnisschule; ihre schärfsten Gegner waren die Sozialdemokraten und die Demokraten. Den Vertretern der Bekenntnisschule gelang es nicht, alles zu retten, was eigentlich hätte gerettet werden sollen. Sie waren in der politischen Körperschaft zu schwach vertreten. Die Verhandlungen führten so im Jahre 1919 zu dem sogenannten Schulkompromiß des Artikels 146 der deutschen Reichsverfassung. Die Bekenntnisschule verlor dadurch gegenüber ihrer bisherigen Stellung in der deutschen Gesetzgebung, die weltliche Schule gewann, vor allen Dingen aber die sogenannte Gemeinschaftsschule. Immerhin erhält der Schulkompromiß wenigstens die Möglichkeit, auch der Bekenntnisschule in Deutschland in weitem Umfange noch zu ihrem Rechte zu verhelfen unter der Voraussetzung, daß ein künftiges Reichsschulgesetz zur Ausföhrung des Artikels 146 der deutschen Reichsverfassung zustande kommt.

Der deutsche Reichstag 1920 bis 1924 wäre berufen gewesen, dieses Reichsschulgesetz zu schaffen. Es ist nicht zustande gekommen. Die Anhänger der beiden entgegengesetzten Anschauungen waren im Bildungsausschuß des deutschen Reichstages gleich stark vertreten. Eine Einigung gelang nicht, da die Vertreter des gläubigen Volkes um keinen Schritt zurückwichen und keinen Schritt zurückweichen konnten. Der Wille, gerade des katholischen Volksteils, ist ja unzweifelhaft zum Ausdruck gekommen in der Unterschriftensammlung für die Bekenntnisschule. Von 11 061 004 wahlberechtigten Katholiken haben 8 636 766, also 78,08 Proz. sich für die Sicherstellung der Bekenntnisschule im Reichsschulgesetz unterschrieben ausgesprochen. Dabei ist zu beachten, daß viele durch die Unterschriftensammlung überhaupt gar nicht erreicht worden sind, die aber gewiß im selben Sinne sich entschieden hätten, wenn die Liste zur Unterzeichnung auch an sie herangebracht worden wäre.

Wo stehen wir jetzt? Noch ganz am Anfang unseres Ringens. Die schulpolitische Lage Deutschlands ist absolut ungeklärt. Das Schulgesetz harret immer noch der Aus-

föhrung. Wird der neue deutsche Reichstag die Lösung bringen? Wird er sie bringen in einer das gläubige Volk befriedigenden Weise? Aus banger Sorge heraus muß diese Frage gestellt werden. Die Unterschrift unter ein Gesetz, das eine entchristlichte Erziehung unserer Jugend brächte, wäre ungleich schlimmer, als die Unterschrift unter den Vertrag von Versailles. Die wirtschaftlich soziale und nationale Not unseres Volkes wird zu den vorübergehenden Erscheinungen gehören; eine bessere Zeit wird ganz gewiß die gegenwärtige Zeit der Heimtückung ablösen, wenn unser Volk religiös und moralisch gesund bleibt und gesundet. Wie verantwortungsvoll ist daher die Aufgabe aller, die den Geist der Schule mitzubestimmen haben! Es besteht deshalb sowohl vom staatsbürgerlichen wie vom religiösen Standpunkt aus für den gläubigen Christen die sehr ernste Verpflichtung, im öffentlichen Leben die Interessen von Schule und Weltanschauungen über die materiellen und beruflichen zu stellen.

Auch in der badischen Schulgesetzgebung haben Kämpfe nicht gefehlt. Es sind auch in unserer engeren Heimat Kräfte am Werke, um die religiöse Beeinflussung unseres Schulwesens noch weiter zurückzudrängen. Eine der wichtigsten Sicherungen für einen guten Geist in unserer badischen Schule ist die Bestimmung, daß die Konfession der Lehrer derjenigen der Schüler entsprechen muß. Durch die Landes- und Reichsverfassung ist den Lehrern volle Gewissensfreiheit gegeben worden. Kein Lehrer darf wider seinen Willen gezwungen werden, Religionsunterricht zu erteilen. Die Gewissensfreiheit der Lehrerschaft ist absolut gewahrt. Wo bleibt aber die Gewissensfreiheit der Eltern, der katholischen Gemeinden? Bei den Beratungen über die Verfassungsänderung beantragte deshalb die badische Zentrumspartei im Landtage, die Gewissensfreiheit auch der Eltern zu ihrem Recht gelangen zu lassen; sie stellte einen Antrag folgenden Wortlautes: „Keine Gemeinde darf wider ihren Willen zur Uebernahme oder Weiterverwendung von Lehrkräften, die Religionsunterricht zu erteilen nicht in der Lage sind, gezwungen werden.“ Bedeutet dieser Antrag vielleicht eine Unbilligkeit? Ist es unberechtigt, daß eine rein katholische Gemeinde einen Lehrer verlangt, der in der Lage ist, auch Religionsunterricht zu erteilen? Ist es unbillig, daß man einer solchen katholischen Gemeinde das Recht zuerkennt,

einen
weiger
zum V
auf ga
der Ba
Bade
sie ve
gangen
Baden
verant
Schulg
herbei
Dieser
tion, d
lichkeit
worder
katholi
ien N
Wen
zerr
so ist
tung
Freim
ein G
nicht
ist un

Nid
greifen
politif
welch

Al

Vor
de
inhalts
die K
sche n
von d
religiö
der m
zen da
erlebt
viel G
der Ri
sorgen
Da
sichen
unter
bischof

einen Lehrer zurückzuweisen, der durch Verweigerung der Religionsunterrichtszerteilung zum Ausdruck gebracht hat, daß er religiös auf ganz anderem Boden steht? Wenn von der Praxis, wie sie in der Vergangenheit in Baden gegolten hat und wie dieser Antrag sie verfassungsrechtlich festlegen wollte, abgegangen wird, so können die Katholiken Badens es nicht mehr vor ihrem Gewissen verantworten, den heutigen Stand der Schulgesetzgebung, wie er durch die Liberalen herbeigeführt wurde, fernerhin zu dulden. Dieser Antrag der badischen Zentrumsfraktion, der doch eigentlich eine Selbstverständlichkeit darstellt, ist bisher leider abgelehnt worden. Ein neuer Beweis dafür, wie das katholische Volk um den Schutz seiner religiösen Ideale in der Gesetzgebung ringen muß. Wenn das katholische Volk sich zerreißen und zersplittern läßt, so ist es schutzlos. Wird es die Vertretung seiner heiligen Kulturgüter Atheisten, Freimaurern, Juden überlassen können? Ist ein Gesetz einmal gemacht, so ist es so schnell nicht wieder zu beseitigen; und der Schaden ist unabsehbar.

Nicht der gläubige Volksteil ist der Angreifer und der Unruhestifter auf dem schulpolitischen Gebiete; es sind vielmehr jene, welche auf dem Standpunkt stehen, den der

Sozialist Kadbruch auf dem Dresdener „Kulturtag“ ausgesprochen hat: „Alle Pfaffen sind uns zuwider, sowohl die des Atheismus als auch die Pfaffen überkommener Religion.“ Es sind jene, die mit der Sozialistin Frau Zieg auf dem Standpunkt stehen, den sie am 11. März 1919 in der deutschen Nationalversammlung aussprach: „Nicht auf das Jenseits wollen wir den Blick der Kinder lenken lassen, sondern auf Gegenwart und Zukunft der Menschheitsentwicklung, auf den Sozialismus, der die Menschheitsbefreiung bedeutet, und dazu brauchen wir die Weltlichkeit der Schule, dazu brauchen wir auch Trennung von Staat und Kirche.“ Es sind jene, die in Neuköln eine „rote Schulwoche“ veranstalteten und die Kinder Plakate durch die Straßen der Stadt tragen ließen mit Aufschriften wie: „Wahrhaft hohe Sittlichkeit ist Gott- und Teufellosigkeit!“, „Such neuen Geist und scheuch das alte Uebel, die Forderung bringt dir Glück und nicht die Bibel!“, „Für gottfreies Menschentum!“.

Nichts kann uns erwünschter sein, als wenn Staat und Parlament unsere religiösen Ideale achten und berücksichtigen. Aus dem Schulfrieden wird der Staat und die Gesellschaft selbst nur den allergrößten Nutzen ziehen.

+

Aus dem kirchlichen Leben unserer Erzdiözese.

Von Dr. B. Jauch - Freiburg.

Vor einiger Zeit hat ein feinsinniger Beobachter der geistigen Strömungen der Gegenwart das inhaltsreiche Wort geprägt: „Der Sinn für die Kirche ist in den Seelen der Menschen wieder neu erwacht!“ So etwas von diesem neuen geistigen Wehen, von dieser religiösen Unruhe der Gegenwart verspürt jeder, der mit offenen Augen und aufgeschlossenem Herzen das kirchliche Leben im verflochtenen Jahr miterlebt hat. Eine kleine Rundschau erzählt uns gar viel Erfreuliches aus der reichen Segenstätigkeit der Kirche, läßt uns aber auch hineinschauen in ihr sorgendes Mutterherz.

Das gewaltige Werk der religiösen und sittlichen Volkserneuerung, das seit Ende des Krieges unter dem Segen des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs landauf, landab durch Abhalten großer

Volksmissionen eingeleitet wurde, fand im Jahre 1923 auf 1924 in vielen Orten seine Fortsetzung. Mehr als zwei Drittel aller Pfarreien dürfte seit dem Krieg diese Gnadenzeit zuteil geworden sein. Die Missionäre haben hier eine hochbedeutsame Arbeit im Dienste der unsterblichen Seelen, zum Wohl des Volkes und der Kirche geleistet. Viele Tausende treuer Söhne und Töchter der Kirche haben in diesen Gnadentagen das Pfingstfeuer neuer Glaubensbegeisterung, den Frieden der Seele und den Aufstieg zu einem neuen religiösen und sittlichen Leben erfahren.

Doch nicht allein im Sturme kommt der Herr, sondern auch im milden Säufeln des Windes! Neben den großen Volksmissionen beobachten wir ein wachsendes Verständnis aller Volkskreise für die heiligen Exerzitien. Diese Tage stiller

Einsamkeit und Zurückgezogenheit sind ein wahres Laßsal für so viele zermartete und gehezte Seelen, die im Trubel des Alltagslebens und der Berufsarbeit sonst kaum zu sich kommen und sich selber ganz verlieren. Um diese segensreiche Bewegung hat sich das Erzbischöfliche Missionsinstitut in Freiburg hochverdient gemacht. Diese geistlichen Übungen sind die beste Hochschule seelischer Erhebung und religiöser Berinnerlichung; sie sind die beste Feuer-taufe für ein opferbereites, arbeitsfreudiges Laien-apostolat, das wir heute in allen Pfarrgemeinden so notwendig brauchen.



Segne.

Exerzitienhaus St. Elisabeth.

Das Reich Gottes gleicht einem weiten Ackerland, das unablässiger Bearbeitung bedarf. Es gleicht einem Sauerteig, der immerfort die Menschenherzen erneuert und heiligt. Das geschieht durch die ordentliche Seelsorge, wie sie sich Tag für Tag in jeder Pfarrgemeinde abspielt. Auch hier können wir einen gewissen Fortschritt beobachten. Der Besuch des Gottesdienstes und der Sinn für das heilige Jahr der Kirche, der Empfang der hl. Sakramente und die Wertschätzung der Gnadenmittel der Kirche sind in weiten Kreisen des Volkes im Wachsen begriffen. Im Jahre 1922 zählte man an einem Sonntag 807 000 Kirchenbesucher in der ganzen Erzdiözese; im Jahre 1923 rund 819 000! Im Jahre 1921 haben 814 000 Gläubige die Osterkommunion empfangen, im Jahre 1923 rund 860 000! Trotz der Ungunst der Zeit konnte eine Anzahl neuer Seelsorgestellen errichtet werden, die für einen Pfarrbezirk immer wieder Brennpunkte religiösen Lebens bedeuten.

Gerade in unserer Zeit mit ihrem Heimweh nach einer sicheren geistigen Heimat gilt das Wort des Herrn: „Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige!“ Die Seelsorger sind vielfach

nicht mehr in der Lage, allen Bedürfnissen der Seelsorge nachzukommen. Darum ist es doppelt erfreulich, daß kirchlich gesinnte Laien, Männer und Frauen aus allen Ständen und Gesellschaftsklassen, lebhaften Anteil nehmen am Wachsen und Gedeihen des kirchlichen Gemeindelebens und mit Wort und Tat die Arbeit der Seelsorger unterstützen. In den großen Städten konnte auf Anregung des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs die Seelsorgehilfe der Laien in allen Pfarreien eigens ausgebaut werden. An der Ausbreitung des Reiches Gottes und an der Biedergewinnung der Abseitsstehenden hat nicht nur der Priester ein Interesse. Dies muß Herzenssache des ganzen katholischen Volkes werden. Deshalb sagte der Heiland ganz allgemein: „Feuer vom Himmel zu bringen, bin ich gekommen; was will ich anders als daß es brenne!“

Die Treue des gläubig katholischen Volkes zur Kirche, seinem Bischof und seinen Priestern findet immer wieder den beredtesten Ausdruck bei der Spendung der hl. Firmung durch den Herrn Erzbischof. Bei diesen großen Veranstaltungen kommt einem so recht zum Bewußtsein, was es heißt: Ich glaube an eine heilige, katholische und apostolische Kirche! Hier wird man der großen, weltumspannenden Einheit und der lebens- und gnadenvollen Gemeinschaft der katholischen Kirche so recht von Herzen froh! Dieses Gemeinschaftserleben der Katholiken der ganzen Erzdiözese erreichte im verflossenen Jahr im Konradsjubäum in gewissem Sinn einen Höhepunkt. Die alte Bischofsstadt Konstanz gestaltete den 800. Jahrestag der Heiligspredung des großen Bischofs und Patrons unserer Erzdiözese zu einer machtvollen Kundgebung, an der die ganze Erzdiözese teilnahm. Der hochwürdigste Herr Erzbischof konnte an diesem Tage von seiner Romfahrt und der wohlwollenden Gesinnung des hl. Vaters für das deutsche Volk in einem eigenen Hirtenschreiben berichten. Mit Wohlwollen nahm der Vater der Christenheit Kenntnis von dem Stand des religiösen Lebens in unserer Heimat.

An der großen Not der letzten Jahre ging die Kirche nicht achtlos vorüber. Sie nahm innigsten Anteil und bahnte sich den Weg zu den Herzen der Menschen vielfach auf den Pfaden einer umfangreichen Caritas. Die Kirche hat es verstanden, die Herzen und Hände mobil zu machen für eine großartige Hilfsstätigkeit, die stets ein Ruhmesblatt für den caritativen Sinn des gläubigen Volkes bleiben wird. An erster Stelle stehen hier die großen Lebensmittelsammlungen, die jedes Jahr einen Wert von rund 100—130 000 Goldmark darstellten und denen wir hauptsächlich die Rettung der katholischen Anstalten und Heime und auch zu einem guten Teil der kirchlichen Er-

ziehung
Altma
kommu
der in
Leute
Dazu
und so
sei Nöt
verwen
herr G
anstalt
Einder
sorgend
flüßig
lichen
Wert
fruchte
vö
spannen
aktion
Stuhles
Mithilf
Glaube
Auslan
allgeme
der
Stände
Kirche
Caritas
heilt,
genfäße
den Ge
ses und
schaft ge
ihr Mei
durch di
Diese
Bohltat
Friedens
Dessenti
sonders
Gemeind
kennu
Welt ge
worden
Machten
nach den
nislos d
lenkt.
alten Dr
erscheint
einzig
Werte.
zur Ri
obachten,
tigte. W
der fand
ferer Er

ziehungsanstalten verdanken. Es folgte die große Altmaterialsammlung, mit deren Erlös die Erstkommunikanten gekleidet, erholungsbedürftige Kinder in Heime untergebracht und zahllosen alten Leuten und Kleinrentnern geholfen werden konnte. Dazu kamen die vielen Kollekten in den Kirchen und sonstige Sammlungen, die für die tausenderlei Nöten des Volkes von den caritativen Vereinen verwendet werden konnten. Der Hochwürdigste Herr Erzbischof selber hat für die Erziehungsanstalten der Priesteramtskandidaten sowie für die Linderung der Not des Klerus wie ein Vater in sorgender Weise im In- und Ausland Mittel flüssig gemacht, die den Fortbestand unseres kirchlichen Lebens sicher stellten. Und dieses große Werk katholischer Liebestätigkeit war stets befruchtet durch die

völkerüber-

spannende Hilfsaktion des Hl. Stuhles und der Mithilfe unserer Glaubensbrüder im Ausland. In dem allgemeinen Chaos der Völker und Stände hat die Kirche mit ihrer Caritas Bunden geheilt, klaffende Gegensätze überbrückt, den Geist des Hasses und der Feindschaft gemildert. Wie ihr Meister geht sie durch die Welt.

Diese herrliche Wohltaten spendende Friedensmission hat der Kirche in der großen Doffentlichkeit bei Freund und Feind, besonders auch seitens des Staates und der Gemeinden des öftern Lob und Anerkennung gebracht. Die Stellungnahme der Welt zur Kirche und Religion ist eine andere geworden als in der Vorkriegszeit. Die geistige Machtentfaltung des Papsttums im Krieg und nach dem Krieg hat die Augen vieler, die verständnislos der Kirche gegenüberstanden, auf sich gelenkt. In der fallenden und sinkenden Welt der alten Ordnung und der bisher angebeteten Idole erscheint die Kirche als der einzig feste Hort, die einzig sichere Heimat ewiger, unvergänglicher Werte. Deshalb konnten wir einen Zug hin zur Kirche in weiten Kreisen des Volkes beobachten, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Viele Andersgläubige in aller Herren Ländern fanden sogar den Heimweg zur Kirche, in unserer Erzdiözese jährlich gegen 400! Der Friede

unter den Konfessionen schien in weitem Umfang angebahnt. Ein edler Wettstreit hatte begonnen. Die Kirche war frei!

Da klang plötzlich wie ein schriller Mißklang in unser frohes katholisches Gemeinschaftsleben der Kulturkampfsalarm, der wie ein häßlicher neidischer Uhu von München aus in alle Lande kreischte und wie mit einem Schlag die ganze Brut versteckter Feinde und verhaltener Katholikenhasser auf die Wahlstatt rief. Gemeine Schmähungen des Papstes, der Bischöfe und der Führer des katholischen Volkes, blind wütende Bekämpfung des Kreuzes Christi durch ein neuheidnisches Germanentum, Ersatz der Religion Christi durch einen verwaschenen Bodanstkult, die gehässigste Heze gegen die

Einrichtungen der Kirche haben den Katholiken die Augen geöffnet über die neue Lage. Der erste Ansturm wurde bei den letzten Reichstagswahlen abgewiesen. Aber neue Kämpfe stehen bevor! Deshalb ist das dringendste Erfordernis die Einheit und Geschlossenheit der katholischen Aktion. Nur keine Schlafmüdigkeit! Sich wehren, bringt Ehren!

Jetzt gilt es besonders, das katholische Vereinswesen, das unter der Ungunst der Zeit auch zu leiden hatte, wieder in Stadt und Land aufzubauen! Die Vereine sind das wohlgeordnete Schlachtheer, mit denen die Kirche die Schlachten Gottes schlagen kann. Deshalb keine Vereinsmüdigkeit, sondern tüchtige Aufklärungs- und Schulungsarbeit in den Vereinen in Stadt und Land. Und ebenso wichtig ist die Verbreitung der katholischen Presse, besonders der Tageszeitungen. Die Presse ist heute die gewaltige Großmacht, mit der die Geisteskämpfe ausgekämpft werden. Darum unsere alte Forderung: In jedes katholische Haus eine katholische Zeitung!

Neben manchen erfreulichen Eroberungen hat aber die Kirche in den letzten Jahren auch große Einbußen und Verluste zu buchen gehabt, welche das kirchliche Leben schwer getroffen haben. Da steht an erster Stelle der gewaltige Verlust des gesamten Kapitalvermögens der kirchlichen Fonde infolge der völligen Entwertung



des Geldes. Die Kirche gehört zu den Schwergeschädigten des Krieges, zu den Enterbten und Entrechteten, zu den Sparern, die ihr ganzes Sparguthaben eingebüßt haben. Hier stehen die Gläubigen vor großen Aufgaben! Die Fonde müssen wieder langsam aufgefüllt werden. Die kirchlichen Bedürfnisse müssen jetzt im weitesten Umfang durch die Kirchensteuer gedeckt werden. Dafür muß das gläubige Volk Verständnis haben. Es darf in dieser schweren Zeit die Kirche nicht im Stiche lassen! Die Kirche bietet jedem Menschen und jeder Familie geistige, seelische Werte, die mit materiellen Gaben nicht verglichen werden können.

Noch schlimmer als die materiellen Einbußen sind die Verluste unsterblicher Seelen, die die Kirche immer wieder zu beklagen hat. In unserem Heimatlande Baden sind im Jahre 1923 rund 700 Menschen aus der Kirche ausgetreten; von 3744 gemischten Ehen sind nur 1652 katholisch getraut worden; von den 5232 Kindern aus gemischten Ehen sind nur 2859 katholisch getauft worden. Am schlimmsten ist das Elend der Mischehen in den großen Städten. Hier werden kaum 40 Prozent aller aus Mischehen stammender Kinder katholisch getauft! Wie viele unsterbliche Kinderseelen gehen auf diese Weise durch den Leichtsinns katholischer Väter oder Mütter für die Kirche Gottes alljährlich verloren! Welch große Verantwortung! Hier sollen alle Katholiken, Männer und Frauen, mithelfen, diese Verlustquelle zu verstopfen! Das schulden wir unserer Kirche, das schulden wir den unsterblichen Seelen; das schulden wir unserem Heiland!

Schließlich hat der Tod gar manche empfindliche Verluste in den Reihen des katholischen Klerus im verflossenen Jahr verursacht. 27 Geistliche sind seit Anfang 1923 bis Mai 1924 nach Gottes heiligem Willen aus der Schar

der Streiter Christi heimgegangen. Darunter auch zwei Männer mit reichen Gaben des Geistes und des Herzens, Domkapitular Emil Stumpf und Domkapitular Dr. August Huber, beide in Freiburg. Der erstere hat den größten Teil seines arbeitsreichen Lebens der Erziehung und Ausbildung des Priesternachwuchses im theol. Konvikt in Freiburg, besonders aber im Erzb. Knabenseminar in Tauberbischofsheim gewidmet. Er war ein hervorragender Erzieher und Lehrer, ein vorzüglicher Schulmann, ein warmer Förderer des Kirchengefanges, ein allseits interessierter Volksmann, der an den Sorgen und Nöten des Volkes und einzelner Stände lebhaften Anteil nahm. Der andere war eine unermüdlige Arbeitskraft als Pfarrer in Furtwangen und zuletzt in der Regierung der Erzdiözese. Der frühe Tod der beiden ausgezeichneten Männer bedeutet für die Erzdiözese ein großer Verlust.

Auf dem Priestertum ruht in erster Linie das Gedeihen der Kirche und ihrer ganzen Wirksamkeit. Deshalb kennt die Kirche keine größere Sorge als die Werbung und Vorbildung geeigneter Priesterberufe. Heute leidet unsere Erzdiözese an einem stark fühlbaren Priestermangel. Heute muß mehr denn je Priester und Volk heißer und flehentlicher beten: „Sende würdige Priester in dein Heiligtum! Laß alle, die du von Ewigkeit her berufen hast, deine Stimme willig hören und von ganzem Herzen die christliche Familie wieder die Auserwählung der Kinder zum Priester- und Ordensberufe als ein besonderes Gnadengeschenk des Himmels betrachten.“ Wenn die Frage des Priesternachwuchses zufriedenstellend gelöst wird, dann braucht der Kirche auch in Zukunft nicht bange sein! Dann wird sie auch in der kommenden Zeit ihre segensreiche Heilsmission erfüllen zum Wohl des Volkes und der unsterblichen Seelen!

*

Aus der 1923er Ernte des Todes.

Von Dr. Julius Mayer, Professor an der Universität zu Freiburg i. Br.

Seit Bestehen der Erzdiözese Freiburg, also seit 100 Jahren, ist die Zahl der gestorbenen Geistlichen noch in keinem Jahr so niedrig gewesen, als im Jahre 1923; sie betrug 16. Der älteste derselben, Joseph Stopper, resignierter Pfarrer von Bingen in Hohenzollern, erreichte ein Alter von 85 Jahren und 10 Monaten, während der jüngste, Pfarrer Robert Bundschuh in Göttingen erst im 41. Lebensjahr stand. Der erste Geistliche, der im Jahr 1923 dem Tod zum Opfer fiel, war

Dr. Hermann Schindler, Direktor der Lehranstalt Sasbach. In Fautenbach bei Achern am 21. Juni 1855 geboren, das älteste von 13 Kindern einer echt christlichen Familie, empfing Hermann Schindler am 25. Juli 1882 die Priesterweihe. Nur ein Jahr als Vikar in Hambrücken in der Seelsorge tätig, wurde er im Herbst 1883 auf den Wunsch von Dekan Lender an die Lehranstalt in Sasbach versetzt, um von da an erst als Lehrer und Präsekt, seit 1894 als Direktor der

studier
bensfr
War
Betätig
geteilt
trotz
matisch
viel le
Gro
logisch
klassisch
in G
Kunst,
herzlich
machte
nißt n
einfüh
Freun
liegen
gütige
Soll
der M
schen A
jugend
war T
soliden
Erholu
Spiel
Heima
verglei
Führu
sten
bacher
bungsb
bildes
Vflege
Dr. C
Schüle
verich
Land
tend u
Jhn
jugend
teln,
Liebe
zu der
wecken
daß in
anstalt
schaffl
auch e
tere g
Dir
Verufe
Tätigt
zum L
liebte.
Freun

studierenden Jugend all seine Zeit und Lebenskraft zu widmen.

Waren über die Art der pädagogischen Betätigung Schindlers die Anschauung auch geteilt, sicher war er ein Lehrer, bei dem trotz oder vielleicht gerade durch die nicht schematische Art seiner Lehrmethode die Schüler viel lernten.

Große Fähigkeiten, eine gründliche theologische Bildung, ein reiches Wissen in den klassischen Sprachen und ihrem Schrifttum, in Erd- und Naturkunde, Geschichte und Kunst, ein gereifter Charakter im Verein mit herzlicher Liebe zur Jugend — all dies machte ihn zu einem Lehrer, der seine Schüler nicht nur in die reichen Schätze seines Wissens einführte, sondern ihnen auch ein väterlicher Freund und Berater war, der an ihren Anliegen und Sorgen Anteil nahm, weil er ein gütiges Herz hatte!

Selbst einst ein heiterer Mosenjohn — an der Universität war er Senior des theologischen Vereins Arminia — kannte er auch das jugendliche Herz nach dieser Seite. Deshalb war Direktor Schindler neben der Förderung soliden Wissens, stets auch auf die notwendige Erholung seiner Schüler bedacht. Fröhliches Spiel und Theater erhielten an der Anstalt Heimatrecht, und die Ausflüge auf die unvergleichlich schönen Schwarzwaldberge unter Führung des Direktors gehören zu den schönsten Erinnerungen der ehemaligen Sasbacher Studenten. Auch das moderne Erziehungs- und Unterhaltungsmittel des Lichtbildes fand durch ihn eine verständnisvolle Pflege. Wie waren die Stunden, in denen Dr. Schindler den staunend aufmerkenden Schülern seine großen und vielen Reisen in verschiedene Länder Europas und ins hl. Land in Wort und Bild vorführte, unterhaltend und bildend zugleich!

Ihm war es eine ernste Angelegenheit, den jugendlichen Herzen Kenntnisse zu vermitteln, vor allem aber auch, Begeisterung und Liebe zu Gott und der Kirche und Freude zu den religiösen Übungen in denselben zu wecken. So ist es ihm besonders zu danken, daß im Sinne von Prälat Vender die Lehranstalt nicht nur eine Pflanzstätte wissenschaftlich hochgebildeter Männer, sondern auch eine Schule christlich katholischer Charaktere geworden ist.

Direktor Schindler entfaltete neben treuer Berufserfüllung längere Zeit eine vielseitige Tätigkeit zum Besten des christlichen Volkes, zum Besten seiner Heimat, die er herzlich liebte. Ein Kind des Volkes war er auch ein Freund des Volkes. Aus Liebe zur Heimat,

zum katholischen Volke Mittelbadens rief er im Verein mit dem damaligen Seelsorger Acherns, Pfarrverwejer W. Rödel, den „Acher- und Bühler Bote“ ins Leben, um seinen Landsleuten eine gute Presse, an der es bislang gefehlt hatte, zu beschaffen. Jahrelang ein eifriger volkstümlicher Mitarbeiter, wußte er für seine Ueberzeugung auch Opfer zu bringen.

Einen Hauptgrund für die sittlichen und religiösen Mißstände der Zeit, sah er in der Entwurzelung des Volkes vom Heimatboden. Darum mahnte er unermüdet in Wort und Schrift zum Festhalten an der schlichten Väterart, zur Bewahrung alter kernhafter Sitte. Er liebte die Heimat, kannte sie wie wenige und arbeitete eifrig mit an der Erforschung ihrer Geschichte, ihrer Sagen und Sitten. Deshalb war er eifriges, werbendes Vorstandsmitglied des Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege und des Badischen Vereins für Volkskunde, wie er auch Mitbegründer war des „Historischen Vereins für Mittelbaden“, der sich die Erforschung der Heimat und die Förderung des Heimatfinnes zum Ziel gesetzt hat. All das Edle und Schöne, das er da fand, suchte er auszuwerten für die sittlich-religiöse Gesunderhaltung des Volkes. Aber all dies hatte als letztes Ziel immer wieder den Dienst an der christlichen Seele.

Ein reiches Priesterleben hat am 24. Januar 1923 seinen Abschluß gefunden; aber das priesterliche Wirken von Dr. Hermann Schindler dauert noch lange fort in der von ihm geleiteten Lehranstalt und lebt weiter und trägt Frucht in den Herzen seiner zahlreichen Schüler.

Dr. Karl Braig, Prälat und Universitätsprofessor. Einer tief katholischen Familie, aus der zwei Söhne Priester wurden und drei Töchter dem Ordensstand sich widmeten, entsprossen, empfing Karl Braig, geboren 1853 in Kauzach in Oberschwaben, am 2. August 1878 die Priesterweihe, wirkte dann zwei Jahre in der Seelsorge, fünf Jahre als Repetent am Wilhelmsstift in Tübingen und von 1885—1893 als Stadtpfarrer in Wildbad. Als solcher widmete er seine freie Zeit ersten Studien und erwarb sich die Würde eines Doktors der Philosophie und der Theologie.

Im Herbst 1893 wurde Dr. Braig, der mehrere wissenschaftliche Werke veröffentlicht hatte, als Professor der Philosophie in die theologische Fakultät nach Freiburg berufen, übernahm aber schon 1897 als Nachfolger von Friedrich Wörter den Lehrstuhl der

Dogmatik, den er dann über 20 Jahre inne hatte.

Ausgestattet mit großem kritischem Scharfsinn und hervorragender spekulativer Begabung, suchte er stets zu den letzten Konsequenzen vorzudringen. Er ging keiner Frage der modernen Philosophie aus dem Wege, sondern suchte sie in ihrem Wesen zu erfassen und durchzudenken, stets bestrebt, das erprobte Alte mit den gesicherten Resultaten der neuzeitlichen Wissenschaft zu einem einheitlichen Gedankenbau zu verbinden.

Nicht immer war es den Zuhörern leicht, den hohen Gedankengängen des akademischen Lehrers zu folgen. Getragen von einer tiefinneren Ueberzeugung, wußte er die Studierenden mit Liebe und Begeisterung zur hl. Wissenschaft zu erfüllen. Es war der unbeugsame Wahrheitsinn, der ihn zeitlebens befeuerte, der Glaube an die sieghafte Kraft der Wahrheit, auch gegenüber den modernsten Strömungen und der warme Hauch ernster Frömmigkeit, der über seinen Worten lag, was ihm einen nachhaltigen Einfluß auf seine Schüler verschaffte.

Als im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts mehrfache Stürme auf wissenschaftlichen Gebieten gegen die Kirche sich erhoben und der sogen. Modernismus die übernatürliche Grundlage des Christentums zu zerstören suchte und deshalb von der Kirche verurteilt wurde, da trat Professor Braig mit dem Rüstzeug überlegenen Wissens jenen Strömungen entgegen und verteidigte in mehreren Schriften und öffentlichen Vorträgen wirkungsvoll das hohe Gut des Glaubens an Jesus Christus, den ewigen Gottessohn. Die ihm von Papst Pius zuteil gewordene Auszeichnung durch Ernennung zum Päpstlichen Hausprälaten war wohl verdient.

Bei all dem war Professor Braig immer der gleiche, demütig-schlichte, bei aller Entschiedenheit in den Prinzipien stets versöhnliche, lebenswürdige Mensch, ein Kollege und Freund von wahrhaft goldener Treue, ein Priester von vorbildlichem Wandel, kindlich fromm, von Herzen wohlthätig und groß auch im Leiden. — Prälat Braig schied aus diesem Leben am 24. März 1923.

Einen Tag nur nach Professor Braig starb in Ettligen Geistlicher Rat und Stadtpfarrer Ludwig Albert. Im Jahre 1847 in Gerlachsheim geboren, 1871 Priester geworden, wirkte er als Vikar in Waibstadt, Feudenheim, Mannheim (Untere Pfarrei) und Karlsruhe; hier wurde er 1883 Geistlicher Lehrer am Gymnasium. Im Jahre 1891 zum Stadtpfarrer in Ettligen ernannt, be-

fleidete er viele Jahre auch das Amt des Defans des Kapitels Ettligen und wurde von Erzbischof Karl Fritz mit der Würde des Geistlichen Rates ausgezeichnet.

Sein freundliches, konziliantes Wesen, sein gewissenhaftes Wirken, das in allen Lagen den Takt zu wahren wußte, hatte ihm überall Freund gemacht. Defan Albert war keine Kampfnatur; wenn irgend ein Gegensatz in herber Weise sich geltend machen wollte, war er bestrebt, auf gültlichem Wege den Ausgleich herbeizuführen und so den Frieden wieder herzustellen.

Um die katholische Gemeinde Ettligen erwarb sich Geistlicher Rat Albert durch den Bau der prächtigen neuen Kirche große und bleibende Verdienste.

Andreas August Link, am 19. August 1870 in Heidelberg geboren, besuchte in seiner Vaterstadt das Gymnasium, bezog dann die Universität Freiburg und empfing im Juli 1893 die Priesterweihe. Seine ganze seelsorgerliche Tätigkeit war der Stadt Karlsruhe gewidmet, zunächst als Kaplan an der Liebfrauenkirche, seit 1898 als Kurat und als erster Pfarrer der St. Bonifatiuspfarre, seit 1919 als Pfarrer an St. Stephan und Stadtdefan.

Während A. Link Kurat an St. Bonifatius war, wurde der prächtige Bau der Pfarrkirche und des Pfarrhauses unter vielen und großen Schwierigkeiten und ungezählten Sorgen und Mühen des Geistlichen zur Ausführung gebracht.

Das seelsorgerliche Leben der Stadt Karlsruhe hat sich in der Zeit, da Pfarrer Link daselbst tätig war, erst ins Große entwickelt, die Einwohnerschaft sich während der 28 Jahre verdoppelt. Diese Entwicklung bedeutet eine nicht zu berechnende Summe von Arbeit, die eine unermüdlige, unverdrossene Tätigkeit von den Geistlichen erforderte. Während derselben Zeit hat auch das katholische Vereinsleben einen immer größeren Umfang erhalten und die Zeit und Kraft des Pfarrers in stets reichlicherem Maße in Anspruch genommen.

So kam es, daß die Kräfte des geistig und körperlich hervorragenden Mannes verhältnismäßig früh sich erschöpften.

In St. Bonifatius und während seiner kurzen Wirksamkeit in St. Stephan ließ Pfarrer Link, um das religiöse Leben zu heben, eine Mission abhalten, wie er stets auch auf die Fierde des Hauses Gottes mit Eifer bedacht war. Freundlich und lebenswürdig gegen jedermann hatte er ein gutes Herz und eine offene Hand für die Armen und

Bedürfnis
Oberh
am 18
gerufe
Am
Seni
Dr. M
licher
nen K
famili
densit
Mittel
logie
Juni
Doktor
an das
fen, al
dieselb
Domp
Stellu
Fischer
frauen
Seit
lich, di
war er
tes un
tätig r

Do
Braun u
Ein Tro

Bedürftigen. Stadtdekan Lint, von seinem Oberhirten zum Geistl. Rat ernannt, wurde am 13. April 1923 aus dieser Zeitlichkeit abgerufen.

Am 23. Juli 1923 starb in Freiburg der Senior der Freiburger Dompräbendare Dr. Karl Fischer, nach langen, mit priesterlicher Geduld und Herzensheiterkeit ertragenen Leiden. In einer kinderreichen Arztfamilie, aus der vier Schwestern dem Ordensstand sich widmeten, zu Schwarzach im Mittelland 1855 geboren, studierte er Theologie und Philosophie in München und Innsbruck und erwarb sich den theologischen Dokortitel. Im Jahr 1883 als Kooperator an das Liebfrauenmünster in Freiburg berufen, als Benefiziat und Präbendarverweiser daselbst tätig, wurde er im Jahr 1900 als Dompräbendar installiert und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode. So hat Dr. Fischer 40 Jahre in der Seelsorge am Liebfrauenmünster gewirkt.

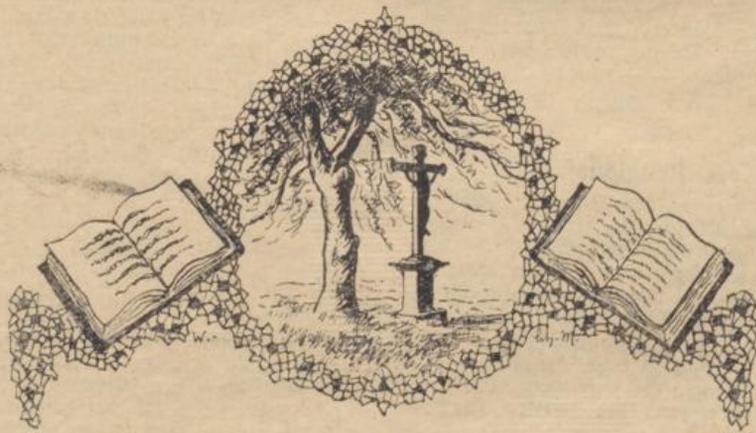
Seit Jahren war es ihm nicht mehr möglich, die Münsterkanzle zu besteigen. Dafür war er in der Verwaltung des Bußsakramentes und in der Kranken- und Seelsorge unermüdet tätig mit einem Eifer und einer Sorgfalt,

welche die eigenen körperlichen Leiden ganz zurücktreten ließ. Ebenso widmete er seit vielen Jahren ungezählte Stunden dem Konvertitenunterricht.

In der Erteilung des Religionsunterrichts an der Mädchenschule Adelhausen, in der Leitung des Frauen-Sterbevereins, als Schriftführer der Marianischen Priesterkongregation der Erzdiözese — überall bewies er peinliche Gewissenhaftigkeit und einen nicht zu über-treffenden Pflichteifer.

Am äußern gesellschaftlichen Leben beteiligte sich Dr. Fischer nur selten, wiewohl er alle Ereignisse in Kirche und Staat mit höchstem Interesse verfolgte. Er war eine stille Gelehrtennatur, die bei den wissenschaftlichen Büchern, im Studium der Kunstgeschichte und vor allem in der Pflege der Musik, für die er in Theorie und Praxis tiefstes Verständnis und feinste Ausbildung hatte, ihre Freude und ihr Genügen fand.

Freundlich und lebenswürdig, gewissenhaft bis zur Skrupulosität, anspruchslos und bescheiden, eine edle fromme Priesterseele — so lebt Dr. Fischer in der Erinnerung aller die ihn kannten.



Das Gedicht „Deutscher Haussegens“ von Ottokar Kernstock S. 7 ist dem Buch „Turmschwalben“, Verlag Braun und Schneider, München, entnommen. Der Beitrag „Auf der grünen Mainau“ S. 67 stammt aus „Ein Trostbüchlein vom Tode“ von Augustin Wibbelt, Vier Quellen-Verlag, Leipzig.



Allerhand Humor



Bei uns auf dem Lande.

Durchsichtig.

(Nieder-Alemannisch.)

Dr Lahrer nimmt e Pries un fait:
„Jez, Kinder, noch e Kleiniqfait:
Was für durchsichtige Körper git's?“
„De, 's Wasser,“ ruft gli 's Rechtwirts Frits.
Un 's Glasers Schwarzl, d' Anastas,
Dia schreit: „Derr Lahrer, 's Fenschderglas!“
„I wai no ain,“ piepft 's Müllers Diesli.
„Nu,“ fragt d'r Lahrer, „was denn, Müsli?“
„Eh,“ fait 's liab Dingli, „unser Schuer —
Wenn's Dor ufsteht — un de Hinderduer.“

August Gantner.

*

Aus der Religionsstunde.

Da behandeln sie in der Schul die Lehr',
Da Gott überall zugegen wär.
Die Lehrerin gibt sich groe Müh',
Denn die Kinder begreifen's schwer oder nie.
„Nun, denkt euch, es wär die Zehnuhr-Paus,
Ihr alle seid im Hof da drau',
Nur ich allein bin im Zimmer hier, —
Wer ist denn trotzdem noch bei mir?
Du, Nennchen, sag', wer ist denn das?“
„Der Herr Lehrer aus der zweiten Klaff!“

(Verfasser unbekannt.)

*

Die schöne Stimme.

Eine einfältige Bauersfrau fing in der
Kirche allezeit an zu weinen, wenn der Sul-
lehrer darin sang. Als nun der Lehrer dies
gemahr wurde, fragte er, warum sie denn
immer so weine. „Ach, Herr Schullehrer,“ ant-
wortete sie, „ich hatte einen Esel, der war das
beste Tier von der Welt, zum Unglück haben ihn
mir die Wölfe eines Tages zerrissen. Weil ich
ihn nun gar so lieb hatte, kommt mir allemal
die Erinnerung an das arme Tier, wenn 'ch
Euch singen höre.“

Familienstolz.

(Ostfrantisch: Tauberbischofsheim.)

Heut werd, wie jedes fünfte Jahr,
'es Volt gezejhlt mit Haut un Door.
Do kunnt^{*)} an Moo(n) nei(n) jedes Haus
Un froocht noch jedem Draad aam^{*)} aus:
Wie d'hat^{*)}, wann, wud' gebore bist?
Als Jud, als Heid, Dort^{*)} oder Chriji?
Ob d' mennli, weibli, ledli bist?
— Und was er funst no gaare^{*)} wit!
Sou kunnt er aa zum Hannes naus,
Der pruchelt graad sei(n) Buuwe raus.
Er froocht — un nemmt sei(n) Liste her —
„Wie staarit^{*)}“ dann die Familie wär?“
Do spat^{*)} der Hannes nei(n) sei(n) Gen':
„Wie staarit?! Wem-mir bei'nanner jemm
Un z'jammehalde, mir allaa(n)
Verhaawe^{*)} doo die ganze G'maa(n)!“^{**)}

Josef Dürr.

*

Das Zahnziehen.

Der Michel, der Kohofbauer, kommt mit
einem didgeschwollenen Baden zum Badertoni
und will sich seinen schlechten Zahn ziehen lassen.
Der Badertoni gut ihm erst scharf in das auf-
gerissene Maul, setzt dann die Zange energielich
an und bricht den Zahn ab. „Aho, Michel,“ jagt
da der Badertoni, „so hat man vor hundert
Jahr als die Zahn gezogen.“ Und alsdann jagt
er zum zweitemal an und bricht den Zahn
wiederum ab. Darauf sagt er: „Wert's end
der Brunnenbader, der immer die Einbildung
hat, er könnt mir Konkurrenz machen, so zieh
der heut noch die Zahn.“ Endlich beim dritter-
mal bringt er den Malefizahn glücklich her-
aus. „Und so, Michel,“ jagt er da, „so zieh
unserineier die Zahn!“

Sad.

^{*)} kommt, ^{*)} einer, ^{*)} hat, ^{*)} Türke, ^{*)} ge. ne, ^{*)} hat
^{**)} spucht, ^{**)} verhaaren, ^{**)} Gemeinde.

Warnung!

Von Anton Sack.

So ein junges Birschlein
Hat ein leichten Sinn,
Läuft als wie ein Dirschlein
Überall her und hin.

Ja, die Birschlein springen
Bald in Wald und Feld,
Tun die Zeit verbringen,
Wo es ihnen gefällt.

Und die Birschlein haben
Bald ein Schätzlein treu,
Bald tun sie sich laden
Aber auch an zwei.

Denn so manche fieden
Voller Arg und Trug,
Sind wie Erlenhefen
Nichtsnützig genug;
Schillern wie die Frauen,
Wechseln wie der Wind —
Mädchen, die vertrauen,
Schnell betrogen sind.



Fridolin und Fridola.

(Eine Ehe- und Ehestandsgeschichte.)

Von Josef Wichner.

Sie waren soeben erwacht oder lagen vielmehr in jenem wohligen Halbschlummer, in dem man mit Bewußtsein schläft und unbewußt wach ist.

In dämmerndem Verlangen, einen süßen Traum, den das Licht der erstehenden Sonne verschrecken will, fortzuspinnen, im prickelnden Innwerden im Schlafe gewonnener Lebenskraft, in tiefem Einatmen der durch das geöffnete Fenster hauchenden ozonreichen Morgenluft . . . ah!

Ab und zu öffneten sie die Augen, schlossen aber die des Lichtes nicht gewohnten gleich wieder, begierig, noch länger wohlzig hinzudämmern. Ab und zu streckten sie zur Krastprobe die ausgeruhten Glieder . . . ah!

Und der Bewußtseinsmomente wurden immer mehr und schlossen sich immer näher aneinander, also daß Gedanke an Gedanke sich reihen konnte, aus dem Glücksgefühle geborene Gedanken.

„Ein gutes Weib, ein eig'ner Herd

Ist mehr denn Gold und Silber wert.“

Das waren, in einen Keim zusammengefaßt, die Gedanken des Dorfschullehrers Fridolin Gutmann, da er sich in dem wohllichen Schlafzimmer mit den lichten Gardinen an den rebenunrannten Fenstern und den Heiligenbildern an den säuberlich getünchten Wänden umfah und

mit einer Wendung des Kopfes einen zärtlichen Blick auf die, wie er meinte, noch schlummernde Gattin warf.

Ach ja, er war nach einer sorgenvollen Jugend und entbehrungsreichen Studienzeit glücklich in seinem schönen Berufe, hatte mit dem braven, herzlieben Weibchen ein eigen Häuschen sich erheiratet, pflanzte, ein großer Naturfreund, fern vom Getriebe und Gejage der entnervenden Stadt, seinen eigenen Kohl, und so er seines Weibes Lob sang, geschah es im wesentlichen mit all den herrlichen Worten, die der weise Salomo im 31. Kapitel seiner Sprüche, dem goldenen Alphabet der Frauen, den guten Weibern widmet.

Höchstens daß zum Vollglück ein süßes Kindlein fehlte; aber Eheleute ohne Kinder schließen sich noch inniger aneinander, und nach erst fünfjähriger, durch keine Wolke getrübtter Ehe braucht man die Hoffnung und das Vertrauen auf Gebatter Storch noch lange nicht aufzugeben.

Und sie, die er im Scherze seine Fridola nannte, gedachte mit Stolz des waderen Gatten, der trotz seiner Jugend bereits dem Gemeinderate angehörte und sie binnen kurzem zur Frau Oberlehrer machen würde, gedachte mit Nüchternung des guten Mannes, der ihr jeden Wunsch

an den Augen ablas, gedachte der Zukunft, wie es sein würde, wenn erst beider Herzenswunsch erfüllt wäre.

Ihre Rechte faßte des Mannes linke Hand mit liebendem Drucke, vier helle Augensterne sandten sich ihre Strahlen zu, zwei muntere Gesichter lachten einander an.

„Guten Morgen, Fridolin!“

„Guten Morgen, Fridola, . . . hast wohl recht gut geschlafen, gelt?“

„Gut . . . ach ja! Und gegen Morgen gar so schön geträumt . . . von dir, du lieber, bester Mann. Doch sage mir, wie spät mag's etwa sein? Schon schaut die Sommer Sonne zum Fenster herein und bald wird nach der erquickenden Ruhe die Arbeit rufen.“

Fridolin drehte sich, als ein frommer Knecht gehorsam nach links, richtete sich halb auf und blickte auf seine Taschenuhr, die am Ständer auf dem Nachtkästchen leise — leise tickte.

„Fünf Minuten über fünf Uhr, lieber Schatz. Da können wir, ist's ja Sonntag, schon noch ein Stündchen ausfaulenzgen.“

„Was? Fünf Minuten über fünf Uhr? Das ist nicht möglich, Fridolin! Ich bin schon längere Zeit wach und habe erst vor ungefähr zehn Minuten die Uhr im Wohnzimmer nebenan einmal schlagen gehört. Und da sie nur die ganzen und die halben Stunden schlägt, kann und muß es ungefähr zehn Minuten nach irgend einer halben Stunde sein. Du bist wohl noch etwas schlaftrunken und hast nicht genau nachgesehen . . . bitte . . . bemüh' dich noch einmal!“

Fridolin bemühte sich noch einmal und bohrte seine Augen völlig in das Zifferblatt:

„Fünf oder, wenn du's genau wissen willst, nunmehr acht Minuten über fünf Uhr.“

„Na . . . dann steht deine Uhr . . . hast sie wohl aufzuziehen vergessen, weil dir gestern Abend das Bier beim Tarod mit dem Herrn Pfarrer und dem alten Herrn Oberlehrer besser als sonst geschmeckt hat.“

„Aber Fridola! Ich höre sie ja ticken, und wenn sie tickt, geht sie, und wenn sie toben um drei Minuten weitermarschiert ist, steht sie nicht, und . . . das war auch nicht nötig, daß du die Gelegenheit benutzt, mir das Krügl Bier vorzuhalten, das ich vielleicht über den Durst getrunken habe. Uebrigens . . . da meine Uhr sich nicht irrt, könnte sich vielleicht doch mein Frauervl geirrt haben . . . im Halbschlummer kann man sich leicht täuschen.“

„Mein, mein gescheiter Gatte, ich habe mich nicht geirrt. Ich bin schon lange vollkommen wach und klarunter und habe mich nur nicht gerührt, um dich nicht aufzuwecken. Und also hat die Uhr im Wohnzimmer bestimmt einmal geschlagen und es kann bestimmt nicht so an der Zeit sein, wie du sagst. Ist mir übrigens nicht im Traum eingefallen, dir das oder die Krügl vorzuhalten . . . sei nicht böse, aber deine Empfindlichkeit läßt beinahe auf ein schlechtes Gewissen schließen. Hast vielleicht gar einen kleinen Spitz heimgetragen . . . was weiß ich . . . ich habe fest geschlafen und dich nicht

hereinpoltern gehört und hereinwanken gesehen.“

— Da warf sich Fridolin, der sich der rechtshaberischen Gattin veröhnlich zugekehrt hatte, mit einem Rucke um seine Achse (halbe Wendung links!) und brummte: „Na . . . daß du mir zutraust, ich sei ein Saufaus und komme so betrunken nach Hause, daß ich am andern Morgen nicht einmal die Uhr kenne, das ist denn doch . . .! Es hat alles seine Grenzen . . . meine Geduld auch. Wenn du mir nicht glauben willst, so steh halt auf und schau selber nach und gesteh beschämt, daß ich im Recht bin und daher nicht nachgeben kann.“

Fridola vollführte mit staunenswerter Raschheit die halbe Wendung nach rechts und klagte: „Wie ich mich in dir getäuscht habe! Du bist nicht um ein Haar besser wie die Männer alle, die ihre Frauen Knechten wollen. Und jetzt steh ich grad extra nicht auf . . . hast ja selber gesagt, wir können uns noch ein Stündchen ausfaulenzgen. Und . . . was ich weiß, weiß ich . . . es ist über halb und nicht über ganz.“

„Na . . . meinetwegen, wenn's schon nicht anders haben willst, so sei es denn ins Dreyteufels Namen über halb . . . ich werde mich wegen dem Schmarren doch nicht in aller Herrgottsfrühe gelb und grün ärgern! Und jetzt laß mir meine Ruhe, daß ich mich erhole, sonst steckt mir die Aufregung den ganzen Tag über in den Gliedern, als ob ich die Sicht hätte!“

Aber was eine rechte und gerechte Frau ist, das begnügt sich nicht mit einem halben Rückzug des Mannes.

„So sei es denn, so sei es denn über halb, sagst du; ich aber sage: es ist, und wenn du mich ein bißchen lieb hast, so mußt du nicht nur zum Scheine nachgeben, sondern die Ueberzeugung haben, daß ich im Recht bin.“

Nun . . . das war dem Fridolin trotz seiner zwei sanften Namen denn doch zu dumm, daß er seiner Frau auch noch das Opfer des Intellektes bringen und gegen seine Ueberzeugung überzeugt sein sollte, er, der in der Schule die Heinen Geister beherrschte, der in der Gemeinde als klarer Kopf galt und eigentlich selbst den Vorsteher nach seiner besseren Kenntnis und Einsicht klug zu lenken mußte. Man kann einem Weibe, das man lieb hat, viel zu gut halten, man kann, was ein Lehrer in der Schule nie und nimmer tun darf, des lieben Friedens halber öfters fünfe gerade sein lassen, aber den denkenden und das Wahre erkennenden Geist wie einen Handschuh umstülpen, das kann man nicht, das hieße die Manneswürde preisgeben. . . hier können wir uns nicht biegen lassen — lieber mag's brechen!

Und Fridolin sprang aus dem Bett und kleidete sich mit einer Hast an, als ob der Feuerweh-Hornist sich die Seele aus dem Leibe blase, wusch sich, Beden und Glas aneinander schlagend, daß es nur so klirzte, mit Ingrim, drückte die Füße mit Gewalt in die noch ungeputzten Schuhe, riß den Hut vom Nagel und sprach, bereits unter der geöffneten Türe, nach Schulmeisterart jede Silbe fast unnatürlich betonend: „Weiß, merk' dir's! Ich hal' dir mein

Der z
der ka
im Red
lassen,
nicht m
james
langst
und de

Und

Selb

Welt ni

ungemei

unter de

flüster

der He

g stand

das Eid

seiner A

nach der

mit sein

aus dem

Humor!

Die

schreiben

die doch

verfehrt

viel tur

blieb vö

Es i

als blut

mit den

Hausbes

kein w

hüte, da

unter d

einmal

an sich

„Meinet

doch ger

wahrhaf

Tiger di

sie, und

Unglücks

und He

und nu

meintwe

gen dein

vertrage

Aber

viele T

eriten A

zur Mel

mit den

Ritte

Grüß-

eriten Q

gekocht

genug.

halt: „D

zeugung

Und

Tränen:

könntest

„Ger

dich lieb

deine w

Herz geschenkt, nicht aber meinen Geist, und der kann und darf nicht nachgeben, wenn er im Recht ist! Ich will dir Zeit zur Besinnung lassen, und so wirst du mich vor dem Mittagessen nicht mehr sehen; hoffentlich belehrt dich einjames Nachdenken eines Besseren und du verlangst nicht weiter, daß sich dein Mann vor dir und der ganzen Welt verächtlich mache!"

Und schlug die Türe zu.

Selbstverständlich kümmerte sich die ganze Welt nicht im mindesten um den Streit des als ungemein friedlich bekannten Paares; nur unter den Schulkindern, die er zur Kirche führte, küßten sich ein paar teure Nuben zu: „Gut, der Herr Lehrer ist mit dem linken Fuß aufgestanden, der versteht heut keinen Spaß!“ Und das Sichhörnchen im Walde, wohin sich der in seiner Manneswürde so schwer getränkte Mann nach dem Gottesdienste geflüchtet hatte, glückte, mit seinen großen Augen neugierig — ängstlich aus dem Geäste lugend: „Gut . . . gut . . . der Humor!“

Die Leiden der armen Frau aber zu beschreiben, sträubt sich die Feder. Heute griff sie, die doch sonst im Hause so tüchtig schaltete, alles verkehrt an und, was beim Kochen Verliebte zu viel tun, das tat sie zu wenig . . . die Suppe blieb völlig ungesalzen.

Es war aber auch zu arg: der Mann, der als blutarmer Schluder ins Dorf gekommen und mit dem Besitze ihrer Hand und ihres Herzens Hausbesitzer und Grundbesitzer und sogar ein klein wenig Kapitalist geworden war (Gott behüte, daß sie es ihm je vorgehalten hätte oder unter die Nase reiben würde!), der hatte nicht einmal so viel Liebe zu ihr, daß er sich in dieser an sich ja so fleinlichen Sache nachgiebig zeigte.

„Meinetwegen sei es über Halb“, das klang doch gerade wie Hohn, da es doch wirklich und wahrhaft über Halb war. Ja, ja, wenn dem Tiger die Krallen gewachsen sind, dann zeigt er sie, und so war der weitere Verlauf dieser . . . Unglückssee leicht voraus zu sehen. Mein Gott und Herr, wie lieb hatte sie ihn . . . gehabt, und nun . . .? Meinetwegen, Herr Gutmann, meinetwegen mag auseinandergehen, was sich wegen deiner Halsstarrigkeit und Rechthaberei nicht vertragen kann!

Aber über das „Meinetwegen“ rannen gar viele Tränen, ja Frau Gutmann machte sich zum ersten Male der Sünde schuldig, daß sie nicht zur Messe ging . . . sie konnte und konnte sich mit den vermeinten Augen nicht sehen lassen.

Mittags kam ein stummer Gast . . . ohne Gruß. Er setzte sich zu Tisch und spürte beim ersten Löffel Suppe, daß heute die Liebe nicht gekocht hatte. Da hatte er auch ohne Braten genug. Er stand auf, nahm den Hut und sagte kalt: „Du verlangst also noch, daß ich die Ueberzeugung haben müsse, du seiest im Recht?“

Und sie unter einem neuerlichen Strom von Tränen: „Wenn du mich ein wenig lieb hättest, könntest du schon . . .“

„Genug,“ unterbrach er sie, „gerade weil ich dich lieb habe . . . gehabt habe, kann ich auf deine wahnwitzige Forderung, die nur einem

vertrauten Weiberkopf entspringen kann, ein für allemal nicht eingehen! Ich gehe jetzt und komme erst spät in der Nacht heim. Hast du dich bis dahin besonnen, ist's recht und wir wollen den ersten Unglückstag in unserer sonst so glücklichen Ehe mit einem Seufzer der Erleichterung aus dem Kalender streichen; beharrst du aber bei deinem unbilligen Verlangen, so sind wir von morgen an geschiedene Leute . . . ich kann nicht mehr mit dir leben!“

Und er ging und kam erst lange nach Mitternacht.

Fridola hatte sich den ganzen Nachmittag in die schmerzliche Vorstellung, was ihr Mann eigentlich für ein Ungeheuer sei, hineingebohrt. Fridola wälzte sich ruhelos Stunde für Stunde auf ihrem Lager und hörte jeden Stundenschlag und jeden Schlag der halben Stunden und es ging ihr jeder Schlag wie ein glühender Dolch mitten durchs zudende Herz. Fridola rührte und regte sich nicht, als Fridolin auf leisen Socken durchs Wohnzimmer hereinschlich, sich, ohne Licht zu machen, geräuschlos entleibete und nur ein Nechzen des Bettgestelles und ein Knistern der Decke verriet, daß er sich niedergelegt hatte.

Und Fridolin rührte sich ebenso wenig und es war heiliger Nachtfriede stundenlang im Schlafgemache des unfriedlichen Ehepaares, bis die ersten Amseln vom First des Schulgebäudes den grauenden Morgen einfangen, die Spazier im Nebenspalier sich um die Käfer und Würmer, mißtönig schreiend, zankten und die verläßliche, nach Aussage des Händlers auf die Minute regulierte Uhr im Wohnzimmer wieder und zwar ganz deutlich ein mal schlug.

Da konnte sich Fridola nicht mehr halten. Jetzt mußte sie triumphieren, jetzt mußte der Dickkopf von Mann, der sich eher scheiden ließ, als daß er nachgab, zur Erkenntnis seines Unrechtes kommen.

„Fridolin?“

Keine Antwort.

„Herr Lehrer?“

Nun knisterte die Decke ein klein wenig.

„Herr Lehrer, bitte, wie spät mag's etwa sein?“

Fridolin brauchte sich nicht nach links zu drehen . . . er lag schon seit Stunden von der böseren Hälfte abgewendet. So richtete er sich halb auf, stemmte sich auf den linken Ellbogen und blickte auf die leise — leise tickende Uhr.

„Genau eine Minute nach fünf Uhr, Frau . . .“

Die Stimme des Antwortenden kam nicht aus Menschenmund, sie kam aus der Tiefe einer Eishöhle.

Fridola aber gefror nicht an dem eisigen Hauche. Sie sprang mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett, im Nachtgewande stürmte sie ins Wohnzimmer und schaute siegesgewiß auf die brave Wanduhr, die soeben ein mal geschlagen und somit den Ablauf der ersten Hälfte der durch die Zeiger bestimmten Stunde verkündet hatte.

Sie zeigte . . . genau zwei Minuten nach fünf Uhr!!

Mäuschenstill schlief Fridola in ihr Bett zurück und lag und lag und kämpfte mit sich und nekte ihr Kissen mit Tränen. Wie sie doch ihrem Manne unrecht getan . . . sie war also doch im Halschlummer gelegen und hatte nur den letzten Schlag der Stunde gehört . . . gähnen wie heute . . . sonderbar . . . aber doch wahr!

Und nach einer Weile kam eine zarte Hand, ängstlich tastend, auf Besuch, schmiegte sich sanft in des gekränkten Gatten willige Rechte und spürte (Gott sei tausendmal gedankt!) einen schwachen Gegendruck.

„Fridolin, kannst du deinem bösen Weiberl verzeihen?“

Und Fridolin (wie leicht sind doch die Männer zu gewinnen, wenn's die Frauen nur einzurichten wissen!) Fridolin setzte sich auf, beugte sich zur weinenden Gattin hinüber, nahm den gebrochenen Trostkopf in beide Hände und küßte die lieben Augen, bis der bei Frauen so leicht fließende Quell versiegte.

„O, du Narrchen du, meinst, ich könnte ohne dich leben?“

Und wieder war das Glück eingelehrt in trauten rebenumrankten Heim des Herrn Lehrers Fridolin Gutmann.

Daß der Schalk in jener Nacht, bevor er in Schlafzimmer schlief, das Schlagwerk der gefügigen Wanduhr verstellte hatte, das hat seinem Weiberl bis heute noch nicht gesagt. Ebenso nicht, daß er nur deshalb kurz vor halb sechs aufstand und im Wohnzimmer sich schaffen machte, um zu verhüten, daß die Uhr mit lärmenden Schlägen zur Verräterin werde. Während die Frau den Hühnerstall nach Eiern absuchte, ließ sich die Sache ja wieder aufgeben bringen, und so ist Fridola heute noch von ihrem Irrtum fest überzeugt und erschöpft sich dem geliebten Gatten gegenüber in zarten Aufmerksamkeiten.

Gott verhüte, daß sie diese Geschichte zu Hand bekommt, sonst geht die Rechthaberei auf neue los und die letzten Dinge werden schlimmer als die ersten!

*



Unter Freundinnen.

Von Arthur Rehbein.

„Ich weiß etwas! Die Müllern — ach! Man sollt mit Fingern auf sie zeigen!“
 „So sprich doch, sprich! So mach doch, mach!“
 „Ja — wirst du auch ganz sicher schweigen?“

„Ganz sicher! Also los, fahr' fort!“
 „Nun gut. Da kannst du was erleben! (Doch gib mir erst dein Ehrenwort — Ich hab' es nämlich auch gegeben.)“

*

Mein Traum als Bürgermeischer.

Geträumt von Eusebius Dintemüller, Karlsruhe.

Wo ich leisch' morgens zum Haus naus bin, sinn zwai Fraue vom Haus beimanner gichtanne. Sie henns von d'r Milch ghat un' henn dabei iver d'Schtadt gschimpft. Wo ich mittags mit d'r Elektrische heimgfahre bin, henns zwai Leut von d'r Elektrische ghat un' henn nadierlich a iwwer d'Schtadt gscholte un' abends am Schtammisch hennses von die Woh-

nunge ghat un' henn selbstverständlich a iwwer d'Schtadt loszoge. Un' m'r hat nord die Zwerzeugung kriegt, daß uffem Rathhaus lauter Idioten sitze un' daß es viel besser wär, wann die Leut, wo gscholte henn, uffem Rathhaus wärd. Uwer jeder möcht's nadierlich widder annerst mache — uff alle Fäll awer nadierlich richtig! Wo ich obends heimkomme bin un' die

gmacht hab, hat mei' Elvira aus-em Schloßzim-
mer rausgeschrie: „Zu was machsch dann eigent-
lich Licht, waisch denn net, daß-es widder uff-
geschlage hat? Gel' frieher, wo'd als middle in
de' Nacht heimgeschliche bisch, do hasch Lei' Licht
gemacht, trotzdem daß-es noch arg billig gweist
isch!“ — Un' wo ich ins Schloßzimmer komme
bin, hatse anfangs z'schelte — iver d'Städt
nadierlich. Vor lauder Gaspreis immer halt
net in de' Schloß neikomme. „Liebs Männle,
hatse zu m'r gsgagt, „wann du en Kerl wärsch,
nord wärsch scho' lang Bürgermeischter — un,
waisch, hatse gsgagt, ich wär nord d'Fraa Bürger-
meischter.“ „Wieve Elvira, hab ich gsgagt, du
hasch gut redde — „Ach was,“ hatse mich
nord angeschrie, „wem Gott ein Amt gibt, dem
gibt er auch den Verstand“, un' was dir nord
trotzdem noch fehlt, des hab ich.“ — Also gut
Nacht, hab ich gsgagt, m'r wolle noch-emol driver
schloße. „Awer v'r'schloß m'r jo die Gelegenheit
net,“ hatse m'r noch zugrusse, „in Glückshause
suche-se en Bürgermeischter!“ — Un' nord ich
fei' Wort meh' gsfalle river un' niwer. Ich hab
mich aber noch e' Weil mit Bürgermeischters-
gedanke im Bett rumgewergelt, bis daß m'r d'
Augededel runnerghante sinn bis uff d'Arle.

Kaum hab ich geschloße, krieg ich e' Tele-
gramm, ich soll in Glückshause sofort mei' Pro-
grammred halte. Ich bin schein v'r'schrogge,
awer mei' Elvira isch ganz begeistert gwest.
„Liebs Männle,“ hatse gsgagt, „von dei'm ericht-
mologie Liffredde hängt alles ab, also jachtell dich
net so dabbich an.“ „Zer'scht,“ hatse gsgagt, „laich
d'r jez emol dei' Schnorbart schneide. Während-
desse du' ich dei' Gummitrage bolliere un' dei'
Brüschle jchtärke.“ Sie hat m'r nord noch mei'
Grawätle ausgebiegelt un' mei' Annerhose
rausgewäsche. E' halb' Schtund später bin ich
im Zügle gisse 2. Klaf. In Glückshause hab ich
nord e' scheene Red ghalte. „Des isch de richdig
Mann,“ hennse gsgagt, un' e' paar Dag druff
hennse m'r telefoniert, daß ich zum Bürger-
meischter gwählt werre sei, mit-ere knappe, awer
glänzende Mehrheit. — Jez' isch bei uns da-
heim Lewe ins Haus komme: Mei' Fraa hat sich
glei' e' paar Klaider kaaft, e' Morgellaid, e'
Middagsklaid un' e' Abendklaid. Dann noch
eins, wann's reggert, un' eins, wann Vollmond
isch. Unser Diezl, der Aff, hat sich en Auto-
mantel kaaft un' dachtse besser gieh' werd, hatse
sich e' Vornet kaaft — so en Zwider mit Deich-
fel. Unser Karle, der Brigant, hat sich e' Pärle
Kischttissel kaaft. — Un' for mich hat d'Elvira
en Schmentel mache glacht un' hat m'r e' Horn-
brill kaaft. So e' Hornbrill macht ei'm nämlich
um e' paar Semeschter scheider. Wie en Ameise-
forscher soll ich sogar ausgeh' hawe. Im Nathaus
in Glückshause hab ich's schenschte Büro krieg
un's feinschte Meebel. Großardiche Debbich un'
Vorhang hab ich kriegt un' e' paar Oelgemälde
von berühmte Malermeischter. Noch am selwe
Dag hab ich mich meine untergebene Beamte
vorgschstellt. Wie en rettender Engel hennse mich
anguggt un' de' meischte hab ich angesch, dachtse
sich fraie, dachtse jez' mindeschstens um zwai Be-
sol'dungsgruppe heecher nuffkomme. Ich hab

nadtierlich jedem huldvollsch d'Hand driekt un'
hab-se meines „größten Wohlwollens“ versichert.
Nord sinn v'r'schiedene Deputatione von d'r Bür-
gerschaft zu m'r komme. Denne hab ich alle noch-
emol erklärt, daß ich norr von hoher Warte aus,
großziegich un' gerecht regiere will. Awer wer
was uffem Herze hat, soll sich norr vertrauens-
voll an mich wende. (Stürmischer Beifall.)

Am annere Morge isch's nord losgange
mit-em Dienst, un' s'erscht Poschttüdle, wo
ich kriegt hab, isch von die Hausfraue komme.
Do hats drinne ghaisse:

„Voll Vertrauen wenden wir schwerbesorgte
Hausfrauen uns an Euer Hochwohlgeboren.
Wollen Sie bidde dafür besorgt sein, daß mor-
gens die Dredeimer künftlicher geleert werden!“

O lek', hab ich denkt, des fangt gut an; ich
kann mich doch net um jeden Dred kümmer.
Mei' Sekretär hat gsgagt, do schreibe m'r „Zu
den Akten“ druff. — „Nein, nein,“ hab ich gsgagt,
„ich hab jez' emol s'W'rtraue von die Bürger-
leut, un' schließlich muß doch iverall Ordnung
sein.“ Ich hab desdrum glei' angordnet, daß
sämtliche Dredeimer künftig um siwene mor-
gens abholt sei' mieße. Un' am annere Morge
hab ich selwer revidiert, ob die alt Bummel
uffgheert hat. Die Sach hat diesmol klapp,
awer wo ich ins Büro komme bin, isch scho' d'r
Betriebsrat von die Tiefbauarbeiter dozchtanne
un' hat sich iver die Schitaniererei beschwert,
un' sie henn gsgagt, sie däte die sofortige
Aufhebung von meinere Anordnung v'rlange.
Am selwe Dag isch scho' in d'r Zeitung gschanne,
's neue Schtadtoberhaupt dät scheints „die auf
ihn gesekten Hoffnungen nicht erfüllen“. So
was, scho' am zwaiete Dag — un' alles weger die
Dredeimer! Ich hab nord e' Beschprechung an-
beraunt mit-em Hausfrauebund un' de' „Dred-
bauere“. Bei dere Sitzung immer sofort da-
driver einich gwest, daß m'r e' blondere Kom-
mission bilde mieße — e' Mülleimerentleerungs-
prüfungskommission. Damit isch der Fall er-
ledicht gwest. — Am nächste Dag hab ich en
Herr empfangen mieße. Der hat gsgagt, er kām
in-ere hochwichtighe Sach un' mießt persönlich
mit mir redde. „Wissen Sie, Herr Bürger-
meister,“ hat-er zu m'r gsgagt, „ich habe sehr
großes soziales Verständnis, finde aber, daß
unsere Wohnungspolitik auf total verirr-
ten Wegen wandelt. Der große, neue, bahn-
brechende Gedanke fehlt. Sehen Sie, Herr Bür-
germeister, man hat mir in meine Wohnung ein
junges Ehepaar hineingeseht. Das ist unerhört!
Sorgen Sie bitte dafür, daß die Leute wieder
hinaus müssen!“ — „Ach — so —“, hab ich
gsgagt, „so siehst aus. Dann mieße-Se halt
uffs Wohnungsamt.“ — „Nein, nein, da war ich
schon, aber diese Menschen haben gar kein so-
ziales Verständnis, deswege komme ich ja doch
zu Ihnen, Herr Bürgermeister.“ — „Dut m'r
arig laid,“ hab ich gsgagt, „awer Sie werre doch
net von mir v'rlange, daß ich selwer die zwai
Leit nauschmeiß. Un' im iwriche isch des doch
ganz nadierlich, daß, wann-Se z'viel Zimmer
henn, dachtse d'von hergewe mieße.“ Jez' fat
awer der Herr mit sei'm soziales Verständnis

anfange z'tobe un' z'brülle. Er hätt je' denkt, hat-er g'sagt, ich sei en Bürgermeischter mit-eme gesunde Mensch'v'schtand, aber er dät die Sach jeh' an d'Öffentlichkeit bringe. Un' richtig, am annere Dag isch im Blatt en Artikel komme: Was sich das neue Stadtoberhaupt einem alten Bürger und Steuerzahler gegenüber nicht alles erlauben darf! — Ich hab' sellen Dag vor lauder Kerger bloß zwaimol z'middag esse kenne. Am liebschte wär ich widder hingraist, wo ich herkomme bin. Zu meinere Fraa hab ich g'sagt, sie soll im Kinnermäde un' d'r „Köchin for alles“ widder kündige, un' — hab ich g'sagt — mit-em Vorhängnuffmache sollse e' bisle langsam mache. „Mach m'r jo sei' Schpäßle, Männle,“ hatse mich anghaucht, „du blamierst jo de' ganz Verein, norr immer fade grad un' gerecht un' e' bisle mehnder Kurasch un' wann'd emol allein net fertig werst, nord kanstsch mich rufe lasse!“ — Also bin ich widder ans Werk.

Mir henn en neuer Beamter braucht. „Dem Rächtigen freie Bahn,“ hab ich denkt un' hab die Schtell desdruum ausschreibe glaht in alle Zeitung. Uff des Ausschreibe sinn zwai Bewer-bunge einglaufe; 's hat sich einer mit gute un' einer mit schlechte Zeugnisse gmel'd't. Radierstich hab ich sellen mit die gute nemme gwohlt. Ame scheene Dag kommt do e' Fraa zu m'r ins Büro un' sagt, sie dät wegerem Herr Soundso komme; sie kennt den junge Mann uffs Wärm-sichte for die Schtell empfehle. „Nieme Fraa,“ hab ich g'sagt, „der Mann kommt net in Be-tracht, der hat die schlechteste Zeugnis.“ — „Ja, wisse-Se, Herr Bürgermeischter,“ hatse g'sagt, „der Mann wird sich geistlich scho' noch entfalte. Wisse-Se, er isch mit mir v'wandt un' d'r Herr Schtadtrat Soundso isch a v'r-wandt mit uns. Er isch en Onkel von dem junge Mann sei'm Schwager, un' dem sei' Vetter hat e' Dochter von dem Schtadtrat seinere Danke zur Fraa un' von dere ihre Kusine bin ich d'Schwiegermudder. Also Sie kenne den junge Mann ruhig nemme, er isch sehr düch-dich; er isch norr in d'r Schul e' bisle z'rüd- komme weger seine Blattstief. Unn d'r Herr Schtadtrat hat g'sagt, sagt 'r, er dät a emol selwer mit Ihne redde, Herr Bürgermeischter. Sie kenne sich uff de' Herr Schtadtrat doch sicher v'rlasse; d'r Herr Schtadtrat laht scheen grieche un' d'r Herr Schtadtrat hat g'sagt; ich soll Ihne des vom Herr Schtadtrat sage, hat-er g'lagt, sagt-er d'r Herr Schtadtrat.“ — Die Fraa hat g'schwizt vor lauter Schtadtrat un' ich hab als an mei' Grundsatz denkt von d'r Gerechtig-

keit. „Sei fade grad!“ hat a noch d'Elvira extra zu m'r g'sagt. Also bin ich halt fade grad gweist, aber seller Schtadtrat a un' nord hennse m'r in d'r Schtadtratsitzung g'sagt, ich kennt als Bürgermeister doch net grad mache was ich wollt, d'r Schtadtrat hätt a noch mitz'redde. Un' nord isch mei' Fade, so grad-er gweist isch, ab-g'schnitte gweist. Awer ich hab gar sei' Zeit ghat zum Affrege, indem daß ich bleglich ans Fenscher grufe worre bin. Uffem Marktplatz isch e' Milchdemonstration gweist. E' paar 1000 Fraue mit Milchlännen sinn dogschtanne un' henn als zu m'r nuffgschrie: Mehr Milch! Vollmilch! Bibbeleskäs! Gleit' druff sinn zwai Fraue bei m'r im Büro gweist als Deputation. Sie henn von mir v'rlangt, daß bis längschens in-ere halme Schtund sämtliche Milchhäfe von die Demonstration gfüllt sei' miehe. „Oho, hab ich g'sagt, ich glaab ihr seid v'crückt, des kann ich doch net mache, selbscht wann alles zjammehilft, 's Milchamt mitsamt-em Wasserwerk.“ Awer ich bin gern bereit, hab ich g'sagt, e' Kommission zu bilde — — —

„Nix isch, nix isch,“ hat die Deputation mich angeschrie, „Milch wolle m'r hawe, Vollmilch!“ Fade grad — gerecht, isch m'r bleglich widder eingalle! Awer der Fade isch m'r widder griffe, denn uff einmol isch die Fraa, wo die greecht Milchkan ghat hat, uff de Bal- ton nufflettert un' hat nunnerg'schrie:

Nieme Milchgenossinne!

D'r Bürgermeischter un' d'r Schtadtrat wei-gere sich, Milch zu gewel! (Zurufe: Absehe, uff-hänge!) Genossinne! Wo sinn unsere Milch-lüh? (Zurufe: Bei die Judde! D' Fraa Bür-germeischter wird scho' eine im Schtall hawel!) Genossinne! Ihr wikt, d'r Hunger nagt an eure Milchkanne. Wollt Ihr noch länger die Sklavinne sei' von dere milchcapitalistische Gesellschaftsmilchordnung? Wo bleibe die grischliche Grundsatz? Wo bleibe die Milch der frommen Denkungsart? (Zuruf: die hennse v'rschowe!) Nieme Milchgenossinne! Nemmt euere Milchhäfe in d'Hand. Auf zur Tat! Eins — zwei — drer — — —!“ — Un uff drei hatse pfiße wie e' Lokomotiv — un' nord sinn-m'r mindeschens 500 Milchhäfelen an de' Kopf pfluge. E' G'schrei un' e' Gejohl isch los-gange, wie bei' me Schturm uff en Schibegarawe. In d'r Verzweiflung hab ich nach d'r Elvira g'schrie. Uff einmol schteht mei' Elvira newet mei'm Bett un' schreit mich an:

„Männle schteht uff un' hol m'r d' Mager-milch ruff — d'r Milchmann hat pfißt!“

BEI RHEUMATISMUS **Salit** ZUM EINREIBEN
in der Tube

Bei Hergenschuß, Gliederschmerzen, Ischias, Rheumatismus. Altbewährt! Sehr billig (in Tuben).

Ein neuer Beruf.

Komme ich da in einem Jahr reichsten Obstsegen an einem Garten vorbei, darinnen ein Bruder Straubinger seines Ansehens steht, der aber keineswegs nach Eigentümer aussieht. Und was tut er? Wie von seiner Kunst nicht anders zu erwarten, geht er von Baum zu Baum, sich an den Früchten allerhand zu schaffen machend.

„Geda! was tut er?“ rufe ich ihn nicht unjansf an, derweil ich doch sehen will, was er jetzt wohl jagt.

„Apfel wenden!“ gibt er zurüd in einem Ton, als sei es das Selbstverständlichste von der Welt und obliegt weiterhin der merkwürdigen Hantierung

„Apfel wenden?“ — Ich überlege, was er darunter will verstanden wissen, denn ich will ihm beileibe kein Unrecht tun.

Einem Bruder Straubinger schon gar nicht. Die gehören ja zur aussterbenden Poesie der Landstraße und haben bei mir deshalb Schonzeit wie Edelwild. „Gutebelwild“ würde allerdings Freund Landjäger sagen.

Ich überlege es mir also. Bis dahin hatte ich nur vom Hemwenden und Stoffwenden bei abgetragenen Kleidungsstücken gehört. Wohl auch vom Hemdenden, wenn kein zweites seinen Weg in die Wäsche gefunden, ein Wechsel aber angebracht schien. Allein Obstwenden? Nein, von diesem Beruf hatte ich noch nichts vernommen. Will darum hören, wie er's meint, und ich frage abermals: „Apfel wenden?“ Damit kam ich zugleich näher an das Ziel seiner Tätigkeit. Es waren Apfelbäume, darunter er sich bewegte, und sie waren behangen mit roten, lachenden Früchten.

„Ha!“ meinte wiederum er, wiederum als sei es das Selbstverständlichste von der Welt und er ließ sich auch jetzt in seiner Hantierung nicht stören. „Seht Ihr denn nicht, daß die Äpfel hierzulande merkwürdigerweise nur auf einer Seite rot sind?“

Da mußte ich ihm allerdings rechtgeben, wie mich ein Augenschein belehrte. Sein „merkwürdigerweise“ gefiel mir sogar, war es doch der Ausdruck einer ehrlichen Verwunderung, obwohl ich mich nicht entmann, jemals Äpfel zu

Gesicht bekommen zu haben, die auf allen Seiten rot waren. Aber ich wußte ja auch nicht, was für ein „Lands“ er war und ob die mir bekannte Gepflogenheit der Äpfel Früchte alle Äpfel teilten. Jedenfalls kannte ich nur den Paradiesäpfel als rundum roten, und dieser wächst zudem nicht einmal auf Bäumen.

Er fuhr fort, ohne sich auch weiterhin durch meine Anwesenheit stören zu lassen: „Jetzt, weil man den Baum nicht nach der Sonne, die Sonne wiederum nicht nach dem Baum drehen kann,

wende ich, was ist einfacher als dieses, die Äpfel eben nach der Sonne.“

„Verblüffend einfach!“, mußte ich ihm gestehen. Daß ich nicht schon selbst auf diese Idee gekommen war!

Da gewährte ich indessen noch etwas in seinen Hantierungen, das mir in die Ehrlichkeit seiner Meinung, ob das gesprochene Wort und seine innerste Absicht auch übereinstimmten, einen gelinden Zweifel setzen ließ. Ich gewährte nämlich, wie er einerseits immer wieder etwas in die Tasche, anderseits ebenso in seine Sprechlade schob,

was jeweils einem Apfel aufs Haar ähnlich sah. Merkwürdigerweise gewährte ich auch jetzt erst, daß er ja bereits wie aufgepumpt anzusehen war.

„Und die Äpfel da in Euern Taschen, woher habt Ihr denn die?“ fragte ich, einigermaßen entrüstet, schließlich doch hinter's Licht geführt zu sein.

Er ließ sich indessen nicht aus der Fassung bringen. „Das sind die, die für diesen immerhin komplizierten Wendeprozess keineswegs geschaffen erscheinen. Die Äpfel in diesem Garten franken überhaupt merkwürdigerweise alle an einem Uebel.“

Von franken Äpfeln hatte ich immerhin schon gehört.

„Sie franken an mangelhafter Befestigung. Damit nun mein Bauer, wenn er hinterher meine für ihn verunglückte Berrichtung gewahrt, weiter kein Aufhebens macht — Ihr versteht doch das vomwegen des Aufhebens?“ — ich fing an, Verschiedenes zu verstehen — „lasse ich die verunglückten Früchte gar nicht erst zu Boden fallen und es braucht überhaupt kein Aufheben nicht.“



So sagte Nojse Gscheiteli und stecte, wie zur Beglaubigung und noch mit einem höflichen „Ihr erlaubt es doch?“ — was ich indessen gerne tat, hatte ich doch in diesem Garten weder etwas zu verbieten, noch zu erlauben — einen ins Maul und trachte nun dabon, nicht ohne zuvor noch sein Hütlein höflich zu lüften.

Wo ich ihn nun so davontrotten sah, vollbeпадt wie ein Lastkamel, da wußte ich allerdings Bescheid. „Na, es muß auch solche Käuze geben,“ dachte ich zur Beruhigung meines Gewissens, derweilen doch, richtig genommen, ich der Kauz

war, da ich seine Rede für Ernst genommen. Zimmerhin hatte ich eine neue Entdeckung gemacht. Nämlich die: daß doch allerhand Schlauberger unter Gottes Sonne und unter seinen Obstbäumen herumlaufen. Gegen die Theorie ließ sich übrigens nicht einmal etwas einwenden, nur müßten die Äpfel dann auf Kugelen gelenkt sitzen. Und gegen die Praxis? Na, er erging sich ja nicht in meinem Obstgarten und der Bauer hatte mich keineswegs zum Güter bestellt.

Paul Körber.

*

Das Bettlertestament.

Von Ludwig Kurbacher.

Vor nicht gar langen Zeiten zogen die armen Leute landaus, landein und nährten sich vom Bettel; in unseren Tagen muß jede Gemeinde ihre Armen selbst ernähren. Und dieses ist auch recht, wenn's nur geschieht. Jene Bettlerfamilien hatten nun zwar weder Haus noch Gut, und von den Kindern hat's wohl geheißt: Der ist in Staufen geboren und die in Bils und das im Kempter Wald — aber zu Haus waren sie überall in der Welt und sie kriegten in der ganzen Christenheit zu Salz noch Schmalz, zu Brot noch Mehl; und sie mochten Tafel halten im grünen Waldrevier und unter dem blauen Himmelszelt; und Fürsten waren nicht reicher als sie! Das bewies denn auch die Bettelmutter, des Zundlers Weib, von deren Testament die Sage geht. Als sie in Todesnöten lag, ließ sie noch ihre acht Kinder zu sich kommen, um ihnen

ihre letzte Willensmeinung zu sagen. Und sie sprach: „Seid friedlich und einig und störet einander nicht in eurem Gewerbe.“ Darauf, als ob sie, wie eine Herzogin, Vand und Leute vergeben und verteilen könnte, fuhr sie fort: „Du, Toni, ziehst durchs Konstanzer Tal; du, Käter, gehst ins Walser Tal; du, Jörg, bleibst im Hindelanger Tal.“ Und so wies sie den folgenden jedem sein Teil an; dem vierten das Kettenberger Tal, dem fünften das Oberforcher Tal, dem sechsten den Breggenzer Wald, dem siebenten das Lechtal, dem achten den Schüttentobel. Dann, nach gescheneher Austeilung, ließ sie sich von jedem die Hand reichen, zur Gewähr, daß sie ihr Testament ehren und erfüllen wollten, und verschied in der ruhigen Erberzeugung, daß ihre Kinder alle versorgt seien und ihr Geschlecht fortblühen werde bis auf ewige Zeiten.

*

Vor der Himmelstür.

Von Friedrich Wilhelm Weber.

Das sind nicht die armen Heiden bloß,
Die Seehundsfänger, die Eskimos,
Die nicht in den Himmel der Mönche wollten,
Weil sie die Robben entbehren sollten:
Mancher, der Grönland nie betrat,
Doch seinen fetten Seehund hat.
So war es, und so ist es noch heute.
Viel reiche Leute und Christenleute
Brächten mit sich selber zugleich
Gern ihren Gößen ins Himmelreich:
Der Pergamente und Wappenschilder,
Der Orden und Ehren, der Bücher und Bilder
Der Kröten und Kasjen, von Golde schwer,
Und einer gar sein Jagdgewehr.

Der Wirt zum Hirschen in Bullerborn,
Im stattlichen Haus am Markte vorn,
Gerade der Kirche gegenüber,

Der tat im Leben nichts länger und lieber,
Als streifen und stöbern mit Büchsen und Hund
Den Berg entlang und den Wiesengrund.
Zur Winterszeit und in Sommertagen
Stets eifrig war er zum Hekn und Jagen,
Bis endlich, achtzig Jahre alt,
Er scheiden mußte von Feld und Wald.
Nur ungern gab er sich auf die Reise.
Er stand vor dem Himmel und klopfte leise;
Unwirsch Sankt Peter trat herfür:
„Wer bist du, und was willst du hier?“
„Ei Herr,“ versetzt er, „wir kennen uns lannel!
Man trug Euch stets beim Kirchumgange
Vor meinem Haus am Markt vorbei.
Nun schaut mich an, ob ich es nicht sei,
Der heimlich durch das Fenster blickte
Und immer freundlichen Gruß Euch nidte.
Sankt Peter, sänstiget Euern Jörn:

Ich bin Franz Sänger aus Bullerborn!"
 Bist du's, der Wirt aus dem braunen Hirschen,
 Du Freund vom Klappern u. Knallen u. Hirschen?
 Du zeigst wohl deinen Jagdschein vor
 Als Einlaßkarte zum Himmelsthor?
 Am liebsten schickt ich dich fort, Franz Sänger,
 Du Hasenmorder, du Hltisfanger;
 Doch will der Herr dir gnädig sein
 Aus reiner Erbarmung: tritt herein!
 Nur jag, wo bist du so lang geblieben?
 Drei Tag hast du dich herumgetrieben
 Auf deiner Reise von Bullerborn!"
 Ach Herr, es ging durch Distel und Dorn,
 Durch Grund und Schlünde, durch Strauch und
 Steine,

Da wurden müde die alten Beine.
 Drei Tage sind es? Die Zeit vergeht,
 Wenn man so stapft und stillesteht.
 Als ich mich schlug durch die Bergehange,
 Jagdruf vernahm ich und Hornerlange;
 Hols gab im Holze der Braden Schwarm,
 Das Wild war hoch, die Fährte warm.
 Herr, wie das klappte und stillesteht,
 Die Höh hinauf und das Thal herunter!
 Und wie ich lausche, da kommt mir jetzt
 Im Kernschupfnahe vorbeigeseht
 Ein mächtiger Hirsch von vierzehn Enden,
 Und ich, da stand ich mit leeren Händen;
 Beh tat das Herz im Leibe mir! —
 Doch sagt, weiß' ist das Jagdrevier?"
 Der greise Pörtner ballte die

Brauen:
 Da, Menschenkind, mich faßt
 das Grauen!
 Da hast den Haselbernd ge-
 hört,
 Der mitten durch die Hölle
 fährt."
 War der's? Mag sein; mir
 gefiel die Meute,
 Der Haselbernd hat ein
 lustig Geläute.
 Undes, wie ist's mit dem
 Wildstand hier?"
 Er wies mit dem Daumen
 zur Himmelstur.
 Da raffelt laut mit dem
 Schlusselbunde
 Sankt Peter und rief:
 „Heilloser Kunde,

Du gehst wohl gern in den Himmel ein
 Mit Horn und Hund, mit Schießen und Schrein
 Zu stören der Frommen heiligen Frieden,
 Der Lebensmüden, der Leidensmuden!
 Hier hat ein Ende dein strasslich Tun:
 Willst du nicht endlich rasten und ruhn?"
 Franz Sänger strich sich die grauen Locken
 Vom Ohr zum Scheitel und sprach erschrocken:
 „Hier keine Jagd? Das hör ich nicht gern; —
 Doch wohl ein wenig Privat für die Herrn?"
 „Gar nichts," versetzte der Pörtner mit Eifer,
 „Gar nichts, du Strolch, gar nichts du Streifer!"
 „Gar nichts für die lange ewige Zeit?
 Gar nichts! — Sankt Peter, das tut mir leid;
 Das tut mir leid! — Jedoch, — indessen —
 Mir deucht — ich habe den Stod vergessen;
 Ich nahm ihn doch mit; wo mag er sein?
 Ganz recht! Dort unten, es fällt mir ein,
 Dort bei der Jagd, beim Horchen und Pässen
 Im Buschwert hab ich ihn stehen lassen.
 Ein Schlehdorn, Herr, mein Wandergenoss,
 Seit ich den Keiler am Neßberg schoß.
 Das war ein Burjch, und welche Hauer!
 Wir fanden ihn an der Heidenmauer
 Beim Sachsenborn; dann ging's zu Thal: —
 Doch das erzähl ich ein ander Mal.
 Jetzt will ich erst in die Schluchten nieder
 Und holen den Dorn, dann komm ich wieder.
 Laßt nur das Portlein offenstehn;
 Ihr wißt, ich bin alt und mußt langsam gehn."

Und hastig trollt er hinauf
 zum Grunde:
 War's um den Stod?
 War's um die Hunde?
 Sankt Peter strich sich
 den greisen Bart:
 „Franz Sänger, du hast
 so deine Art;
 Ein seltsam Kräutlein
 warst du immer:
 Gut wäre es, wäre nur
 keiner schlimmer.
 Ich denke, du findest den
 Stod am Strauch,
 Und dann zu mir den
 Rückweg auch."



— Ende. —



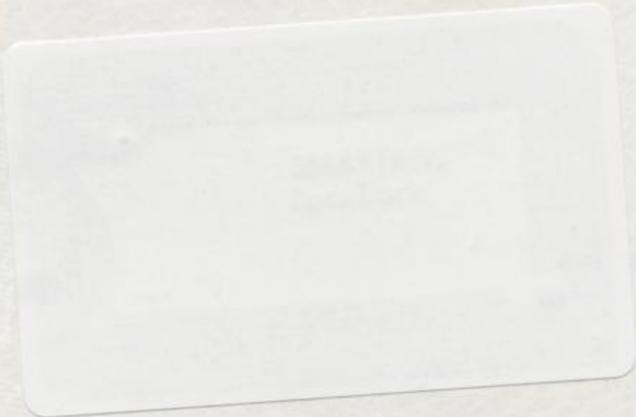


A. Feuerbach, Madonna

(Phot. Hanfstaengl, München.)



t



20 65094 0 031

BLB Karlsruhe

ENTSÄUERT
PAL 2021

BUCHBINDEREI UWE KRUG
SONNENSTRASSE 1
7500 KARLSRUHE 1
TELEFON: 0721 - 37 98 98
QUALITÄTSNORM PAL RG 496

